

# I.

## Bernhard Jacobi, Präsident der westfälischen Provinzialsynode.

### Ein Lebensbild.

(Schluß.)

Von Dr. Ludwig Roehling in Münster.

#### 3. Literarisches Wirken.

##### a) Als wissenschaftlicher Theologe.

„Licht und Wärme, Heiterkeit und Innigkeit des Glaubens in feltener Durchdringung machen ihn zu einer Zierde des geistlichen Standes.“ Mit diesen Worten faßt Superintendent Winzer in Minden in treffender Kürze den Eindruck zusammen, den die Persönlichkeit Bernhard Jacobis auf alle diejenigen machte, die mit ihm in nähere Berührung kamen<sup>1)</sup>. So kann es denn nicht wundernehmen, daß er im Laufe der Jahre eine führende Stellung unter seinen Amtsbrüdern errang, ohne bewußt nach ihr zu streben. Neben seiner Gabe, bei gemeinsamen Besprechungen das Wesentliche schnell zu erfassen und in die rechte Form zu bringen, war es seine organisatorische Fähigkeit, die ihm seine Überlegenheit sicherte. Hinzu kam seine umfassende wissenschaftlich-theologische Bildung, um ihm den Weg zu bahnen.

Bedeutungsvoll für die Erweiterung des Kreises, auf den sich sein Einfluß erstreckte, wurde das Jahr 1835. Die neue Kirchenordnung für Rheinland und Westfalen, die in diesem Jahre vom König den westlichen Provinzen verliehen wurde, eröffnete seinem Wirken neue, vorher ungeahnte Möglichkeiten. Im gleichen Jahre führte er sich durch zwei Veröffentlichungen in die theologische Welt ein. Es erschien die Sammlung der Predigten über den Jakobusbrief, ferner brachte das erste Heft der „Theologischen Studien und Kritiken“ einen Aufsatz aus seiner Feder: „Über die Erhöhung des Menschensohnes Joh. 3, 14–15. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch“<sup>2)</sup>.

Der theologische Standpunkt, den Bernhard Jacobi einnahm, befand sich in vollem Einklang mit seiner geistigen Entwicklung und

<sup>1)</sup> Konfistorialarchiv Münster, Conduitenlisten der Geistlichen 1835.

<sup>2)</sup> Theologische Studien und Kritiken 1835, S. 7–70.

seiner inneren Gesinnung. Durch seine Herkunft aus jener zwar zahlenmäßig geringen, aber für den Gang der deutschen Geistesgeschichte so bedeutsamen Schicht des gebildeten Bürgertums, in der der Rationalismus nicht hatte Wurzel schlagen können, war er innerlich vorbereitet und aufgeschlossen für die religiöse Wende, die zur Zeit der Freiheitskriege sichtbar wurde und das Ende der Aufklärung herbeiführen sollte. Als er 1822 nach Berlin kam, hatte sich das gute Verhältnis der jungen Erweckungsbewegung zu Schleiermacher bereits gelöst. „Laßt euch keine Schleier machen!“ hatte Jänicke von der Kanzel aus seinen Zuhörern zugerufen<sup>3)</sup>. Jacobi geriet zunächst in den Kreis Tholucks und seiner Schüler, wo er täglich verkehrte, als Enkel des Wandsbecker Boten nahm man ihn hier mit offenen Armen auf. Und doch empfand er bald, daß er mit denen, die sich allein für die Erweckten hielten, die jeden Menschen nur danach beurteilten, ob er wiedergeboren sei oder nicht, nicht übereinstimmte. In einem seiner Briefe erzählt er, wie er an einem Maimorgen während eines Spaziergangs im Charlottenburger Garten sich vor Freude und Wonne an dem Frühling kaum habe lassen können, während seine Begleiter darüber philosophierten, daß die Freude an der Natur sündhaft sei, weil die Natur uns nichts von Sünde sage. Dagegen habe ihm eine Predigt, die Schleiermacher am Sonntag zuvor über dies alles gehalten habe, bis ins Innerste des Herzens wohlgetan<sup>4)</sup>.

Überhaupt fühlte er sich von Anfang an durch die Predigten Schleiermachers angezogen, von denen er nicht eine versäumte. Er wurde durch sie erbaut, denn meist entsprachen sie dem, was er selbst als den wesentlichen Inhalt des christlichen Glaubens erfahren und erkannt hatte. Mit Hilfe der Predigten gelang es ihm, der Persönlichkeit des Lehrers näherzukommen, und durch sie erschloß sich ihm erst das Verständnis

<sup>3)</sup> Vgl. Wendland, Studien zur Erweckungsbewegung in Berlin: Jahrbuch für Brandenb. Kirchengesch. Bd. 19 (1924), S. 19.

<sup>4)</sup> Nach Fr. Jacobis Jugendgeschichte, auf deren Briefauszügen auch die Darstellung des folgenden Absatzes beruht. Über den Baron v. Kottwitz urteilt er am 28. Mai 1822: „Der alte Baron ist ein herrlicher, erfahrungsreicher Mann, der in seinem Wesen etwas Sailerisches hat, aber mir doch kein Sailer werden könnte“ und fährt dann fort: „Ich fühle mich trotz alledem nicht ganz wohl in dieser Gesellschaft wegen der Opposition, in die so oft meine innerste Überzeugung mit dem, was sie behaupten, treten mußte“.

feiner Schriften und Vorlesungen, deren dialektische Methode anfangs ein schweres Hindernis für ihn bedeutet hatte. Bereits ein Jahr später konnte er den Eltern schreiben, er könne nicht aussprechen, was er Schleiermacher verdanke. Diese Dankeschuld wuchs noch, als er im Sommer 1823 in den Kreis derer eintreten durfte, die jener seines vertrauten Umgangs würdigte.

Die Stunden, die er während dieser Zeit im Hause Schleiermachers zubrachte, rechnete er später stets zu den schönsten und wertvollsten Erinnerungen seines Lebens. Die Reinheit und Wahrhaftigkeit Schleiermachers, der volle Einklang von Leben und Lehre, der in seiner Persönlichkeit zutage trat, war es, was den größten Eindruck auf ihn machte. „Er hat Wort gehalten“, mußte er sich sagen, als er zur Feier von Schleiermachers letztem Geburtstag am 21. November 1833 im Freundeskreise den Abschnitt aus den Monologen über „Jugend und Alter“ vorlas und den Ertrag dieses reichen Lebens überschaute<sup>5)</sup>. Seine Briefe zeugen denn auch von einer tiefverwurzelten Ehrfurcht, die er dem Manne entgegenbrachte, den er gleich einem geistigen Vater verehrte<sup>6)</sup>. „Wenn ich es recht bedenke, so haben Sie das meiste in mir geweckt. Alles ist noch Nachwirkung, Nachklang dessen, was ich in solcher Fülle von Ihnen erfahren habe“, bekannte er ihm noch kurz vor seinem Tode<sup>7)</sup>. In den Beziehungen zwischen beiden überwog durchaus das Moment persönlicher Verbundenheit, dagegen trat die theologisch-wissenschaftliche Seite des Verhältnisses ganz in den Hintergrund. Wir sehen, daß er ihm in jeder Hinsicht volles Vertrauen schenkte und sich vor allem in seinem Glaubensleben ganz und gar mit ihm eins fühlte.

Es ist daher verständlich, daß die Erstlingsarbeit Jacobis über die Erhöhung des Menschensohnes dem Andenken Schleiermachers gewidmet ist. Am Schlusse dieser Abhandlung spricht er sich deutlicher darüber aus, wie er über die Bedeutung Schleiermachers für das religiöse Leben und für die Theologie seiner Zeit dachte. Das entscheidende Verdienst des großen Gottesgelehrten sieht Jacobi darin, daß

<sup>5)</sup> Brief an Henriette Schleiermacher vom 14. 1. 1834.

<sup>6)</sup> Im Besitz der Literaturarchivgesellschaft in Berlin befinden sich fünf Briefe Jacobis an Schleiermacher und neun an dessen Frau, außerdem ist ein Brief Cornelia Jacobis an Schleiermacher erhalten.

<sup>7)</sup> Brief an Schleiermacher vom 13. 11. 1833.

er die Person Christi erhöht, sie wieder in die Mitte des Glaubens und der Glaubenslehre gestellt und so den Rationalismus in seiner Wurzel angegriffen und mit der einzig siegreichen Waffe bekämpft, ja überwunden habe<sup>8)</sup>.

Dieses Urteil sollte indes nicht sein letztes Wort über Schleiermacher sein. Je mehr er in die theologischen Auseinandersetzungen seiner Zeit hineingezogen wurde, desto mehr sah er sich gezwungen, zu dem Erbe, das sein Lehrer hinterlassen hatte, kritisch Stellung zu nehmen. In einer Besprechung des Buches Neanders über das Leben Jesu, die Anfang 1838 erschien<sup>9)</sup>, vergleicht Jacobi die Weltanschauung Neanders mit derjenigen Schleiermachers und stellt weitgehende Übereinstimmung fest. Er weist aber auch auf bemerkenswerte Unterschiede hin, und zwar betont er einerseits, daß Schleiermacher im Gegensatz zu Neander ein Mann des Systems sei, andererseits stellt er der an die Grenze des Pantheismus heranstreifenden Weltanschauung Schleiermachers den streng theistischen Standpunkt Neanders gegenüber. Indem er diese beiden Gesichtspunkte in den Vordergrund stellte, berührte er zugleich die Grenze, die seine eigne theologische Haltung von der Schleiermachers schied; denn er war, wie Neander, nicht ein Mann des Systems, und auch der strenge Theismus Neanders entsprach seiner Gesinnung.

Ungefähr gleichzeitig berichtet Jacobi an den Vater, daß er die Predigten Schleiermachers über das Markusevangelium lese, „und zwar mit ziemlich viel Interesse, doch nicht, ohne mich an ihren Nachteilen sehr zu stoßen“ (Br. 12. 11. 1837).

Der tiefere Grund für diesen Unterschied, den Jacobi, wenn er ihn berührt, mehr andeutet als mit voller Deutlichkeit ausspricht, ist wohl darin zu suchen, daß für ihn nicht, wie für Schleiermacher, das unmittelbare Selbstbewußtsein des Gläubigen, sondern die Offenbarung der Heiligen Schrift die eigentliche Quelle der christlichen Erkenntnis war. Am besten erfassen wir ihn, wenn wir die Predigten beider Männer miteinander vergleichen. Während Schleiermachers Predigten das christliche Bewußtsein der Gemeinde entwickeln und fördern wollen, indem sie eine durchsichtige, klare Darstellung des inneren Lebens gläubiger Christen bieten, kommt es Jacobi darauf an, seine Zuhörer

<sup>8)</sup> Theologische Studien und Kritiken, S. 70.

<sup>9)</sup> Kirchenfreund 1838, S. 63f.

immer tiefer in das rechte Verständnis des göttlichen Wortes hinein-zuführen<sup>10)</sup>.

Schleiermachers Hauptanliegen war es, die von der Geistesbewegung des Idealismus ergriffene deutsche Bildungsschicht für das neue Leben zu gewinnen, das von der Erscheinung des Erlösers seinen Ausgang genommen hat. In dieser Hinsicht traten die Vertreter der sogenannten Vermittlungstheologie in seine Fußstapfen. Sie fühlten sich in besonderem Maße für die Bewahrung und Weiterbildung des Schleiermacherschen Erbes verantwortlich und waren bemüht, in ihrer theologischen Arbeit das positive Christentum mit den Erfordernissen und Ansprüchen der Wissenschaft und Bildung ihrer Zeit in Einklang zu bringen, ohne wesentliche Stücke der Kirchenlehre preiszugeben<sup>11)</sup>. Im allgemeinen hielten sie sich mehr an die biblische und kirchliche Überlieferung, als dies Schleiermacher getan hatte.

Diese Richtung entsprach voll und ganz dem Standpunkt und der inneren Haltung Bernhard Jacobis. Freudig begrüßte er die Gründung der „Theologischen Studien und Kritiken“, des Organs der Vermittlungstheologen (Br. 13. 3. 1828), zu deren eifrigsten Mitarbeitern ihm persönlich nahestehende Männer wie Lücke, Nitzsch und Sack gehörten. Am meisten geistesverwandt fühlte er sich mit Karl Immanuel Nitzsch, auf dessen Urteil er sich zum Beispiel berief, als er seinen Onkel Berthes auf die von ihm geplante Sammlung seiner Predigten über den Jakobusbrief aufmerksam machte und ihn bat, ihm einen geeigneten Verleger zu empfehlen, wenn er selbst nicht den Verlag übernehmen wolle<sup>12)</sup>.

Sein innerstes Bedürfnis sowohl als seine ausgeprägte Neigung für die philologisch-kritische Methode, die mit einem geringeren Maße von systematischer Begabung Hand in Hand ging, wiesen ihn auf die neutestamentliche Exegese als sein eigentliches wissenschaftliches Arbeitsgebiet. Sein eindringliches Schriftstudium wurde ergänzt durch eine gründliche Beschäftigung mit der gesamten neutestamentlichen Literatur. Auch das Gebet unterließ er nicht bei solcher Arbeit. So konnte er in seiner Abhandlung über die Erhöhung des Menschensohnes eine Fülle von vorher nicht beobachteten Einzelzügen zur Deutung von

<sup>10)</sup> Vgl. die Charakteristik der Predigten Schleiermachers im Artikel: „Predigt“ der Haukschen Realenzyklopädie, Bd. XV, S. 712.

<sup>11)</sup> Über das Verhältnis der Vermittlungstheologie zu Schleiermacher vgl. W. Beyerslag, Karl Immanuel Nitzsch (1872), S. 140 ff.

<sup>12)</sup> J. 10. 9. 1834.

Joh. 3, 14—15 darbieten. Er arbeitete die Auffassung heraus, daß Jesus mit dem Hinweis auf die alttestamentliche Erzählung von der ehernen Schlange bewußt auf seinen Kreuzestod, und zwar gerade auf diese bestimmte Todesart, hindeuten wollte. Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung beleuchtet er den Zusammenhang, der zwischen den Worten Jesu über seinen bevorstehenden Tod und dessen innere Notwendigkeit einerseits und der Stellvertretungs- und Versöhnungslehre der Apostel anderseits vorhanden ist, und weist im einzelnen nach, wie die Keime, die sich später zu dieser Lehre entwickeln, bereits in den Evangelien erkennbar sind. Aufs Ganze gesehen, zeigt der Aufsatz eine glückliche Verbindung von Glaubensschau und nüchterner Forschung, die auf besonders anziehende Weise sich zeigt in der Art, wie er die einzelnen Phasen in der Entwicklung des Nikodemus zum gläubigen Schüler Jesu schildert.

Im folgenden Jahre (1836) erschien das „Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß. In einem Briefe an den Vater vom 18. Juli 1836 lesen wir von der starken inneren Bewegung, die dieses Buch in Jacobi auslöste. „Das eben genannte Werk hat einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Einige Wochen lang war mir, als schmachete ich in einer Sandwüste. Überwunden ist der Eindruck noch lange nicht, aber gemildert durch die Frucht tieferer Einkehr und ernstlicheren Gebets. Ich bin inne geworden, daß aller Glaube, solange er sich auf menschliche Autorität stützt, nichts ist. Nicht Fleisch und Blut kann es uns offenbaren, daß Jesus Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist, sondern allein der Vater im Himmel. Ich war immer viel zu abhängig von menschlichen Systemen und willkürlich gefaßten Meinungen. Es ist mehr Wahrheitsinn in mir erwacht und ein ernstlicheres Verlangen nach Beweisung des Geistes und der Kraft des Evangeliums von Christo an dem eigenen Inneren. Noch immer hatte ich das Christentum zu sehr in der Spekulation, statt im Leben, in der Erfahrung. Der Rausch der Spekulation verfliegt mit den Jahren größerer Reife, und auf das falsche Feuer solcher unreiner Begeisterung ist das Buch von Strauß ein tüchtiger Wasserguß. Ich habe, obwohl ich mit den Resultaten seiner Forschungen auf keiner Seite übereinstimme, viel daraus für mich gelernt, das heißt aus dem Eindrücke, welchen das Buch, welches ich erst seit nicht langer Zeit besitze, im ganzen auf mich gemacht hat. Die Anfechtung hat mich aufs Wort merken lehren. Gott erhalte mich dabei! Es ist eine schwere Zeit der

Geburtswehen für Kirche und Theologie und für jeden, der einen Beruf in Kirche und Wissenschaft hat.“ Bald darauf sehen wir Jacobi mit einer neuen exegetischen Arbeit beschäftigt, zu der das Straußsche Buch den ersten Anstoß gegeben hatte. 1838 erschien sein Aufsatz unter dem Titel „Über die Data zur Chronologie des Lebens Jesu in dem Evangelium des Johannes“ in den Theologischen Studien und Kritiken<sup>13)</sup>.

Den Quellenwert des Johannesevangeliums schätzte Jacobi sehr hoch ein. Er bezeichnet es als „die einzige authentische durchaus glaubwürdige, zwar sehr unvollständige, aber doch in sich vollkommen zusammenhängende und in allen einzelnen Teilen genaue Darstellung des Lebens Christi, die wir besitzen“, während die synoptischen Evangelien nach seiner Meinung „uns nur die in schriftlicher Darstellung figurierte mündliche Evangelientradition geben, wie sie durch die bei der Abfassung freilich überwiegend in den Hintergrund zurücktretende und von dem einmal vorhandenen Stoff fast ganz beherrschte Persönlichkeit der drei Sammler einigermaßen individuell ausgeprägt worden ist“<sup>14)</sup>. Nun unternahm er den Versuch, in kurzen Zügen eine Chronologie des Lebens Jesu zu skizzieren, die sich ausschließlich auf die Angaben des Johannesevangeliums stützte. Mit voller Absicht gab er bei Abweichungen in der Darstellung der Synoptiker Johannes stets den Vorzug, obwohl er sich dessen bewußt war, bei einer folgerichtigen Durchführung dieses Grundsatzes nicht immer das Richtige zu treffen. Über den vorläufigen Charakter dieser Arbeit war er sich durchaus im klaren. Sie sollte ihm nur die Grundlagen bieten zu weiteren Forschungen über das Leben des Erlösers, eine Aufgabe, die ihm häufig als die lohnendste und erhabenste eines langen Menschenlebens vor die Seele trat.

b) Bernhard Jacobi als Herausgeber des „Kirchenfreundes“.

Inzwischen hatte sich eine Gelegenheit geboten, die Jacobi hoffen ließ, seinem theologischen Standpunkt über den Kreis seiner Fachgenossen und Amtsbrüder hinaus in der Welt des gebildeten Bürgertums Geltung zu verschaffen.

1835 hatte Jacobi die Pfarrer Köhler in Wilsen und Lührs in Scholen im benachbarten Hannoverschen kennen gelernt, die seit Ok-

<sup>13)</sup> Theologische Studien und Kritiken 1838, S. 845—916.

<sup>14)</sup> a. a. O., S. 847.

tober 1835 den Kirchenfreund herausgaben. Diese Zeitschrift, die im Verlag von Herold und Wahlstab in Lüneburg erschien, sollte zunächst den Gebildeten dienen, die ohne „die belebenden und beglückenden Einflüsse“ der Kirche lebten, und sie „in den Bereich dieser göttlichen Einflüsse hineinziehen“. Sie war bemüht um Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks. Die wissenschaftliche Schulsprache sollte vermieden werden, nicht aber Anstöße, die der gewöhnliche Menschenverstand an göttlichen Dingen, an Tatsachen und Erfahrungen aus der übernatürlichen Welt zu nehmen pflegt. Gleichgesinnte in allen Lagern sollten gesammelt und zu brüderlicher Vereinigung aufgefordert werden<sup>15)</sup>.

Den Ruf zur Mitarbeit, der an ihn erging, nahm Jacobi gern an. Auf Bitten der Herausgeber sandte er zwei Aufsätze über die neue rheinisch-westfälische Kirchenordnung ein<sup>16)</sup>. Bald machte sich das Bedürfnis geltend, den Wirkungsbereich des Kirchenfreundes zu erweitern und insbesondere auf Westfalen und die Rheinprovinz auszudehnen. Der Verlag wurde dem Buchhändler Rackhorst in Osnabrück übertragen, außer Jacobi der Pfarrer Arnold Wilhelm Möller in Lübbecke für die Redaktion gewonnen. Anfang 1837 begann die Zeitschrift in dieser neuen Form zu erscheinen unter dem Titel „Kirchenfreund für das nördliche Deutschland“.

Mit großem Eifer und Geschick ging Jacobi an seine neue Aufgabe heran. Seine Briefe aus dieser Zeit zeigen, wie sehr sie ihm am Herzen lag und wie Großes er von ihrer Erfüllung erhoffte. Neben Lührs war er es, der der Zeitschrift das Gepräge seines Geistes aufdrückte, während Köhler schon im Sommer 1837 durch einen frühen Tod seinen Mitarbeitern entrisen wurde, und Möllers Einfluß in der Redaktion gegenüber dem Jacobis immer mehr in den Hintergrund trat. Grundlage und Einstellung der Zeitschrift brauchten nicht geändert zu werden, doch wuchs ihr Inhalt an Umfang, an Weite des Gesichtskreises und an Tiefe. Wie Jacobi einmal an Perthes schrieb, war er der Meinung, der Kirchenfreund müsse „für das größere Publikum auch der gebildeten Laien und in kirchlicher Beziehung“ dasjenige sein, was die „Theologischen Studien und Kritiken“ für die eigentlich gelehrte Welt seien<sup>17)</sup>. So kann es denn nicht wunder-

15) Kirchenfreund 1835, Programm; vgl. auch Brief 14. 2. 36.

16) Gedruckt: Kirchenfreund 1835, S. 273—285 und 1836, S. 217—234.

17) P. 18. 4. 39.

nehmen, daß wir von Anfang an auf das Bestreben stoßen, den Kreis der Mitarbeiter zu erweitern und dem Blatt auch in Süddeutschland den Weg zu bahnen; 1838 verschwand der Zusatz „für das nördliche Deutschland“ auf dem Titel.

Als Herausgeber des „Kirchenfreundes“ wurde Jacobi von vornherein in die theologischen und kirchlichen Auseinandersetzungen seiner Zeit hineingezogen. Im Mittelpunkt des Streites, in den er zunächst verwickelt wurde, stand die Geltung der symbolischen Bücher, die besonders durch die Schwelmer Pfarrwahlangelegenheit und deren Auswirkungen in den Vordergrund des Interesses getreten war. In einem Aufsatz, dem er die Form eines „Freundschaftlichen Briefes“ gab, grenzte er seinen Standpunkt scharf ab, einerseits gegenüber dem Rationalismus, anderseits gegenüber Hengstenberg und dessen Evangelischer Kirchenzeitung, gegen die er den Vorwurf erhob, sie mache den Kampf um die reine Lehre dadurch zu einer rein menschlichen Parteisache und zu einem äußeren Rechtsstreit, daß sie sich immer und immer wieder auf die symbolischen Bücher berufe und den Hinweis auf die Heilige Schrift in den Hintergrund treten lasse<sup>18)</sup>. Die Bedeutung der symbolischen Bücher liege freilich darin, daß auf ihnen der äußere Rechtsbestand der Kirche beruhe; zur Verteidigung der reinen Lehre seien sie daher eine unentbehrliche, ja notwendige Waffe. Um aber die abseits Stehenden zu gewinnen und die Gegner zu überzeugen, dürfe man nicht auf die symbolischen Bücher, sondern müsse auf die Schrift selbst zurückgehen. Freilich genügten die symbolischen Bücher nicht mehr den Anforderungen der christlichen Wissenschaft und der gläubigen Theologie und könnten um dieses Mangels willen auch das Bedürfnis der Kirche auf die Dauer nicht völlig befriedigen. Es sei aber zu hoffen, daß nach den Kämpfen und Wirren dieser Zeit ein in den Grundlehren der Reformation recht fest gewurzelttes, glaubensfrisches, mit Kraft aus der Höhe angetanes geistlich gesundes Geschlecht geboren werde, dem vielleicht auch der Geist und die Kraft von dem Herrn geschenkt werde, den Glauben der Väter in einer dem Standpunkt der Wissenschaft entsprechenden Form neu auszudrücken und zu bekennen. Derartige jetzt schon zu unternehmen, sei aber im höchsten Grade töricht und werde sich als ganz vergeblich erweisen; nur der Unglaube und die zerstörende Theologie würden Nutzen aus einem solchen Versuch

<sup>18)</sup> Kirchenfreund 1837, S. 59—64.

ziehen. Darum müsse man zunächst noch an den symbolischen Büchern in der überlieferten Form festhalten, und zwar nicht nur sich im allgemeinen zu ihrem Geiste, sondern zu ihrem vollen Inhalt bekennen.

Diese Ausführungen blieben nicht ohne Widerspruch. Hengstenbergs Erwiderung<sup>19)</sup> war äußerst maßvoll. Er betonte das Gemeinsame, wies aber anderseits darauf hin, daß in dem „Freundschaftlichen Briefe“ manches Schwankende sei, und drückte sein Bedauern darüber aus, daß Jacobi seine Kirchenzeitung offenbar nur vom Hörensagen kenne.

Schärfer ging Emil Wilhelm Krummacher aus Langenberg im „Bremer Kirchenboten“ mit Jacobi ins Gericht<sup>20)</sup>. Sein Angriff, in dem er mit bitteren Worten sich gegen Jacobis „unbegreiflich schonungsloses Urteil über Hengstenberg“ wandte, war um so gefährlicher, als er im Namen zahlreicher Mitarbeiter und Bezieher des Kirchenfreundes sprach, die durch die Äußerungen Jacobis gegen Hengstenberg unangenehm berührt waren. Manche Leser wurden dem Kirchenfreund untreu; Jacobi klagt in einem Brief an den Vater über „die Umtriebe der Hengstenbergisch Gesinnten“ (Br. 29. 10. 1837).

Von einem anderen Gesichtspunkt aus brachte Jacobi das gleiche Problem zur Sprache in seinem Aufsatz: „Über die Berufung des Herrn Strauß nach Zürich“<sup>21)</sup>. Während er es begrüßte, daß Strauß von seinem kirchlichen Lehramt entfernt worden sei, betonte er ausdrücklich dessen Eignung für ein akademisches Lehramt. Kritische Geister, auch wenn sie vorläufig nur negative Ergebnisse zeigten, seien in der Wissenschaft, auch in der theologischen, ebenso unentbehrlich und in ihrer Weise förderlich wie die vorherrschend kontemplativen und positiv konstruierenden. Es sei zwar zuzugeben, daß bei der fast ganz freien Stellung der theologischen Fakultäten die Rechte der evangelischen Kirche nicht hinlänglich geschützt seien. Aber es sei schwierig, daran etwas zu ändern, ohne wieder die Rechte und notwendige Freiheit der Wissenschaft zu beeinträchtigen, und man werde sich vorläufig teils auf den wachsenden Einfluß der zur Frömmigkeit zurückstrebenden wahren Theologie, teils auf den christlichen Sinn und kirchlichen Takt, auf das Rechts- und Anstandsgefühl der die theologischen Dozenten anstellen-

<sup>19)</sup> Evang. Kirchenzeitung 1837, Sp. 637—640.

<sup>20)</sup> Bremer Kirchenbote 1837, S. 210—217.

<sup>21)</sup> Kirchenfreund 1839, S. 121—124.

den Behörden verlassen müssen. Was nun die Lehrtätigkeit Straußens betreffe, so erscheine es von Anfang an als ein höchst verfehltes und abenteuerliches Unternehmen, daß Strauß nicht zur Vertretung der theologischen Fächer berufen worden sei, in denen er etwas geleistet habe oder wenigstens zu leisten verspreche, nämlich der neutestamentlichen Exegese und der biblischen Theologie, sondern daß ihm Dogmatik und Kirchengeschichte anvertraut worden seien. Ferner sei Zürich nicht der geeignete Ort für seine Wirksamkeit. Strauß gehöre vielmehr an eine Universität, an der ein besonders reiches geistiges Leben herrsche, an der möglichst verschiedenartige Dozenten neben ihm lehrten und möglichst alle theologische Richtungen vertreten seien.

Im engen Zusammenhange mit der Stellungnahme Jacobis zur Frage des Bekenntnisses stehen seine Anschauungen über die Union, die er ebenfalls im Kirchenfreund entwickelte<sup>22)</sup>. Da ihm seiner Herkunft und seines Werdeganges wegen jedes konfessionelle Bewußtsein im eigentlichen Sinne fehlte, kann es nicht wundernehmen, daß er sich rückhaltlos zur Union bekannte. Er wies darauf hin, daß die Union in Preußen kein Machwerk des Staates sei, sondern daß sie schon innerlich vorbereitet gewesen sei, bevor sie äußerlich ins Werk gesetzt wurde. Mit noch größerem Nachdruck wandte er sich gegen die Auffassung, daß die Union dem religiösen Indifferentismus der Aufklärung ihr Entstehen verdanke. Er lenkte vielmehr die Aufmerksamkeit seiner Leser auf das Hoffen und Sehnen der zahlreichen Edleren und Besseren, das schon lange vor dem Jahre 1817 erkennbar gewesen sei und das allmählich, wenn auch anfangs nur als kleine Kraft erscheinend, die ganze Masse durchdrungen habe. Da dieses neue religiöse Sehnen im Gegensatz zu der vom Rationalismus beherrschten Kirche erwachsen sei, habe sich allerdings ein Christentum gebildet, das von dem lutherischen oder reformierten Christentum der Väter ziemlich verschieden gewesen sei. „Wahrlich, es gibt lebendiges Christentum ohne regelrechten orthodoxen Zuschnitt!“ rief er aus, als er auf Männer wie Hamann, Claudius, Lavater, Herder und Spalding zu sprechen kam, in deren geistige Linie er selbst sich so trefflich einfügte.

Als Aufgabe und Ziel der Union betrachtete Jacobi nicht die Verschmelzung der Lehrbegriffe beider Konfessionen, sondern nur eine Aufhebung der kirchlichen Trennung. Die Lehrbegriffe sollten nach seiner

<sup>22)</sup> „Zur Verteidigung der Union. Aphoristische Bemerkungen“: Kirchenfreund 1839, S. 105 ff.

Meinung nicht angetastet oder modifiziert werden. Lutheranismus und Calvinismus sollten Gegensätze der Schule, aber nicht mehr solche der Konfession bleiben<sup>23</sup>). Erst einer Zeit großartiger Erneuerung für die evangelische Kirche, einer schöpferischen Zeit, wie es die der Reformation war, werde es gelingen, jene Gegensätze der Schule überwindend, ein neues Symbol zu schaffen, in dem das Prinzip des Protestantismus reiner ausgeprägt sein würde, als es im 16. Jahrhundert möglich war.

Zuletzt geht Jacobi auf die Schwierigkeiten und Hindernisse ein, die sich der Unionsbewegung in den Weg gestellt hatten. Er gibt seiner Besorgnis über die seit 1830 erstarkte Strömung des konfessionellen Luthertums Ausdruck, der „wenig Einsicht, wenig Liebe, wenig geschichtlicher und noch weniger frommer Sinn“ zugrunde liege, „dagegen desto mehr Eigensinn und Trotz des natürlichen Menschen“. Aber auch die Anhänger der Union seien nicht ohne Schuld, da sie nicht immer mit der nötigen Einsicht und Vorsicht, nicht weise und gemäßigt genug vorgingen und ihre Sache nicht immer mit jener zarten Scheu betrieben, die, wo es sich irgend um Gewissenssachen handle, nie und nimmer aus den Augen gesetzt werden sollte. Auch der Wert der Bekenntnisschriften werde von ihnen vielfach unterschätzt, so daß nicht ohne Grund das Vorurteil gegen die Union entstanden sei, sie sage sich von dem Bekenntnis der protestantischen Kirche los. Dieses Vorurteil gelte es durch Wort und Tat zu widerlegen.

Fassen wir diese Ausführungen Jacobis näher ins Auge, so ist vor allem bemerkenswert, wie hoch in ihnen der Anteil der höher Gebildeten an der religiösen Entwicklung eingeschätzt wird. Seine Meinung war sogar die, daß in jener für die Erneuerung des Glaubens in den Kreisen der Gebildeten so bedeutungsvollen Zeit, in der die Union geistig vorbereitet wurde, „die bis dahin weniger christlich angeregte Masse des protestantischen Volkes sich dabei an vielen Orten mehr empfangend und passiv zustimmend verhalten haben mag“<sup>24</sup>).

<sup>23</sup>) Als Erwiderung auf Einwände Sacks (Kirchenfreund 1839, S. 167 bis 170) erläutert Jacobi des Näheren seine Stellungnahme zu der von den rheinischen Theologen verfochtenen Konsensusunion: a. a. O., S. 297 ff. Er betonte, daß auch nur der Schein, als solle neben den beiden vorigen Konfessionen eine dritte entstehen, bedenklich sei, da es dieser an einer hinreichend starken symbolischen Unterlage fehlen würde.

<sup>24</sup>) a. a. O., S. 108.

Dazu stimmt die Beobachtung, daß Jacobi mehr von der kommenden gläubigen Theologie als von der kommenden gläubigen Gemeinde redet. Nach seiner Meinung war es eben die Theologie, von der in erster Linie die religiöse Erneuerung ausgehen werde.

Und doch war gerade im Minden=Ravensberger Land, das Jacobi zur zweiten Heimat geworden war und dessen religiös-kirchliches Leben er mit innigster Anteilnahme verfolgte, die Erweckung zu einer Bewegung geworden, die weniger die Kreise des gebildeten Bürgertums als die breite Masse des einfachen Landvolkes ergriffen hatte. Auch in den Spalten des Kirchenfreundes war der Wellenschlag zu verspüren, der von ihr ausging. Es erhob sich die Frage, wie man sich zu den außerkirchlichen Erbauungstunden der Erweckten zu stellen habe, ob sie zu billigen oder ob sie zu verwerfen seien. Den Anstoß zu diesen Auseinandersetzungen gab ein trauriger Vorgang, der überall die stärkste Erregung auslöste. Einer der angesehensten und einflußreichsten Versammlungsleiter, der Schullehrer B. zu Dünne im Kirchspiel Bünde, war gegen Ende des Jahres 1836 der Unzucht überführt worden. Große Bestürzung auf Seiten der Frommen, Genugtuung und Schadenfreude bei ihren Gegnern waren die Folge<sup>25)</sup>. Im Kirchenfreund wurden die verschiedensten Auffassungen laut. Auch Jacobi ergriff das Wort<sup>26)</sup>. Er zeigte volles Verständnis für das Anliegen der Erweckten und wandte sich nachdrücklich gegen das Bestreben, den Vorfall in Dünne zu deren Ungunsten zu verallgemeinern. Zunächst wies er darauf hin, daß sich eine tiefe christliche Erkenntnis durchaus nicht immer mit einem lauterem Wandel verbinde. Man dürfe nicht fragen, ob der Schullehrer B. den Beruf zum Seelsorger und Beichtvater gehabt habe, sondern man müsse ihm, vorausgesetzt, daß er ein wahrhaftig Gläubiger gewesen sei, was sich ja leider als ein Irrtum herausgestellt habe, ebenso wie anderen erweckten Christen das Recht zuerkennen, ein beichtväterliches und seelsorgerliches Verhältnis mit anderen Christen anzuknüpfen, wie es ja aller Christen Beruf sei, sich gegenseitig zu bauen und zu fördern und nach dem Apostelwort einander zu lehren und zu vermahnern. Dem Amte und Ansehen des gläubigen Pfarrers sei es eine Hilfe, wenn möglichst viele Mitglieder seiner

<sup>25)</sup> Über die Einzelheiten berichtet Möller im Kirchenfreund 1837, S. 41 f.

<sup>26)</sup> a. a. O., S. 82 ff.

Gemeinde in solchem freiwilligen Seelsorgeverhältnis zueinander ständen. Die Geltung aber, die sich B. zu verschaffen wußte, sei eher ein ungünstiges Zeugnis für die Amtserfahrung des zuständigen Geistlichen. Wo eine Gemeinde mit ihrem Prediger schlecht beraten sei, sei die natürliche Folge die, daß beim Erwachen tieferer geistlicher Bedürfnisse erfahrenere Laien und Privatversammlungen den Mangel an Befriedigung durch Predigt und Seelsorge des Pfarrers ersetzen müßten.

Auch sonst nahm der Kirchenfreund zu den kirchlichen Zeitereignissen in gründlicher und umfassender Weise Stellung. Wir werden ebenso über die kirchliche Lage zum Beispiel in Württemberg oder Anhalt unterrichtet wie etwa über den Symbolstreit in Kurhessen. Den breitesten Raum in dieser Hinsicht nahm aber doch das kirchliche Leben in Westfalen und Rheinland ein, ihm gegenüber trat auch die Berichterstattung über Hannover in den Hintergrund, obwohl der Kirchenfreund in diesem Lande seinen Ursprung genommen hatte. Jacobi lag besonders die Sache der Mission am Herzen; über ihren Fortgang, besonders im Gebiet des ehemaligen Fürstentums Minden, werden wir genau unterrichtet<sup>27)</sup>. In einem weiteren Beitrag, der wiederum in die Form eines Briefes gekleidet ist, unterzieht er die einzelnen Missionsblätter einer eingehenden Kritik und macht Vorschläge darüber, wie das Interesse der Gebildeten an dieser Angelegenheit zu beleben sei<sup>28)</sup>. Im nächsten Abschnitt wird noch davon die Rede sein, in wie geschickter Weise Jacobi es verstand, mit Hilfe der scharfen Waffe, die ihm mit dem Kirchenfreund in die Hand gegeben war, den neuen Aufschwung, den das synodale Leben Westfalens durch die Kirchenordnung von 1835 erfahren hatte, zu fördern und seinem Standpunkt Geltung zu verschaffen, ja, den Kirchenfreund zu seinem Kampforgan zu machen.

Mit den bisher erwähnten Veröffentlichungen ist die Beteiligung Jacobis am Kirchenfreund noch keineswegs erschöpft. Bemerkenswert sind vor allem seine Aphorismen über den geistlichen Stand, in denen er nicht nur seinen Amtsbrüdern, sondern auch sich selbst einen Spiegel

<sup>27)</sup> Vgl. Jahrbuch 1934, S. 61. Ferner sind hervorzuheben: „Kirchliche Notizen aus dem Regierungsbezirk Minden“: Kirchenfreund 1837, S. 305 ff. Möller berichtet fortlaufend im Jahrgang 1838 über den Kölner Kirchenstreit, der Jahrgang 1839 bringt Nr. 12—14 „Kirchliche Nachrichten aus dem Bergischen“.

<sup>28)</sup> Kirchenfreund 1839, S. 265 ff.

vorhält und sich nicht scheut, auch bittere Wahrheiten auszusprechen<sup>29)</sup>. Ein Aufsatz über die evangelische Gemeinde von Köln, in dem er zugleich persönliche Erinnerungen verwerten konnte, bezeugt seinen ausgeprägten historischen Sinn<sup>30)</sup>. Zahlreiche Besprechungen neuer Bücher beweisen seine große Belesenheit und geben uns Aufschluß darüber, welche Werke ihn am meisten ansprachen. Sein eigener Lebens- und Entwicklungsgang sowie seine ausgebreiteten persönlichen Beziehungen trugen dazu bei, mancher dieser Besprechungen, wie zum Beispiel derjenigen der „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr“, ein charakteristisches Gepräge aufzudrücken<sup>31)</sup>.

Auch aus der Lebensgeschichte seiner Großväter konnte er manches Neue darbieten. Hervorzuheben sind die wertvollen „Mitteilungen über Matthias Claudius“<sup>32)</sup>. Die Veröffentlichung des einzigen Briefes Schleiermachers an F. H. Jacobi vom 30. März 1818 bot ihm Gelegenheit, die weltanschaulichen und persönlichen Beziehungen beider Männer zur Sprache zu bringen und an Erinnerungen seiner Münchener Zeit anzuknüpfen<sup>33)</sup>.

Und doch war dem Kirchenfreund allen Bemühungen und aller Arbeit zum Trotz nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Verschiedene Umstände waren es, die das Ende der mit so großen Hoffnungen begründeten Zeitschrift herbeiführten. Bereits der Vorstoß Jacobis gegen Hengstenberg und seine Folgen hatten ihm schweren Schaden zugefügt,

<sup>29)</sup> Kirchenfreund 1839, S. 241 ff.

<sup>30)</sup> Kirchenfreund 1837, S. 399—406.

<sup>31)</sup> Kirchenfreund 1838, S. 67 ff. und 1839 S. 193 ff. Von den Besprechungen seien ferner erwähnt diejenige über die Fliedner-Leipoldtsche Predigtsammlung: Ein Herr, ein Glaube: Kirchenfreund 1837, S. 210 ff., mit tiefschürfenden homiletischen Betrachtungen, sowie diejenigen über die Novellen des damals in christlichen Kriegen vielgelesenen Holsteiner Pfarrers Biernagki: „Die Hallig“ und „Der braune Knabe“: Kirchenfreund 1837, S. 34 und 1839, S. 409. Die Besprechung einer Schrift des Hanauer Konsistorialrats Eberhard über: „Die evangelische Vereinigung“: Kirchenfreund 1837, S. 220, gab Jacobi Gelegenheit, auf seine Ansichten über die Union zurückzukommen.

<sup>32)</sup> Kirchenfreund 1838, S. 221—223. Da Herbst sie in seiner Claudiusbiographie benutzte (S. 274—280 und 592 in der 3. Aufl. von 1863), ist ihr Inhalt weiteren Kreisen zugänglich geworden.

<sup>33)</sup> Kirchenfreund 1837, S. 373—378. Neuester Abdruck des Briefes: Meisner, Schleiermacher als Mensch. Sein Werden und Wirken. Familien- und Freundesbriefe, Bd. 2 (1923), S. 272—276.

der auch durch noch so rege Werbung nicht ausgeglichen werden konnte. Von 356 Beziehern blieben im Anfang 1838 nur 308 treu; ihre Zahl stieg zwar während dieses Jahres wieder bis auf 336, sank aber dann Anfang 1839 auf etwa 280<sup>34)</sup>. Auch die Beiträge der Mitarbeiter liefen immer spärlicher ein, denn der Verleger Rackhorst war kontraktmäßig erst bei einem Absatz von mindestens 400 Exemplaren zu größeren Aufwendungen, besonders zur Zahlung von Honoraren, verpflichtet. Während so die Basis, auf der das Dasein des Kirchenfreundes beruhte, kleiner wurde, war mit der von Rheinwald herausgegebenen Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung dem jungen Unternehmen ein neuer gefährlicher Nebenbuhler erwachsen. Rackhorst verlor immer mehr das Interesse; nur der kaufmännische Gesichtspunkt war ihm vertraut, und für den Idealismus der Herausgeber fehlte ihm das tiefere Verständnis. Zuletzt scheiterte der Versuch, einen neuen Verleger zu gewinnen. Belhagen und Klasing in Bielefeld und Hahn in Hannover lehnten ab, auch Perthes wollte das Risiko nicht übernehmen<sup>35)</sup>. Schweren Herzens mußten sich die Herausgeber endlich dazu entschließen, ihr Organ mit dem Ablauf des Jahres 1839 eingehen zu lassen.

c) Die geplante Biographie Friedrich Heinrich Jacobis.

Das Ende des Kirchenfreundes war für Bernhard Jacobi ein schwerer Schlag, da er die Herausgabe dieser Zeitschrift als eine dringende Notwendigkeit empfunden hatte. Der schmerzliche Abschied wurde ihm indes dadurch erleichtert, daß sich ihm inzwischen ein neues Ziel gezeigt hatte, für das er nunmehr in seinen Mußestunden tätig sein konnte. Am 10. Juli 1838 war Helene Jacobi, die Halbschwester Friedrich Heinrich Jacobis, gestorben und hatte ihn zum Erben des Nachlasses seines Großvaters eingesetzt, der sich in ihren Händen befand. Ferner hatte sie ihm ihre lange Jahre hindurch geführten Tagebücher vermacht, die wertvolle Ergänzungen zu jenen Papieren boten.

Schwerlich wäre ein anderer so würdig und geeignet gewesen, die geistige Hinterlassenschaft Friedrich Heinrich Jacobis in der rechten Weise zu verwalten und zu nutzen, wie eben derjenige Enkel, der wohl am meisten darum bemüht gewesen war, auch wirklich zu besitzen, was

<sup>34)</sup> P. 4. 1. 38 und 18. 6. 38; Br. 5. 4. 39.

<sup>35)</sup> P. 13. 3. 38, 13. 10. 38, 18. 4. 39 und 3. 8. 39.

er an geistigen Gütern von seinen Ahnen ererbt hatte. Schon früh war diese Gesinnung in ihm geweckt worden. „Das Erbe eines großen Mannes ist ein großes Gut mit einer großen Verpflichtung. Zwei solcher Namen glänzen in Deiner Stammtafel, mein lieber Bernhard. Sorge, daß Du Deine Verpflichtung lösest.“ Diese Mahnung, die ihm ein Freund seiner Familie ins Stammbuch geschrieben hatte<sup>36)</sup>, begleitete ihn stets auf seinem Lebenswege. Durch seine Ehe mit Cornelia Nicolovius hatte die enge Freundschaft der Väter in ihren Kindern die höchste Vollendung gefunden, die auf Erden denkbar ist. Der große Schmerz darüber, daß dieser Bund so bald durch den Tod gelöst wurde und daß ihm Nachkommenschaft versagt blieb, zittert nach in der Widmung der Predigten über den Jakobusbrief an seinen Schwiegervater Nicolovius, die das Datum des 8. Mai 1835 trägt, des Tages, an dem zwei Jahre zuvor Cornelia mit ihrem Kinde abgerufen worden war. In ihr heißt es: „Als Dein seliger Schwiegervater, Johann Georg Schlosser, Dir sein Gastmahl zueignete, forderte er Dich auf, wie Du einer von denen sein werdest, welche die nächste Generation besser machen würden, als die damalige, so den Nachkommen die guten und reinen Menschen des damaligen Geschlechts, vor allen Deinen ersten Freund, Hamann, zu nennen, damit die besseren Nachkommen ihre Väter nicht ganz verachteten<sup>37)</sup>. Gönne es nun, nach mehr als 40 Jahren, Deinem Schwiegersohne, Dir öffentlich dafür zu danken (und mir ist, als spräche ich diesen Dank in der Seele nicht weniger, denen das Glück ward, Dir nahe zu treten), daß Du Schlossers edlen Auftrag an ihm erfüllt hast. Vielleicht daß auch diese Predigten mit so vielem anderen, was jetzt ans Licht tritt, zu den Zeichen einer wenigstens beginnenden besseren Zeit gezählt werden dürfen, des Tages des Herrn, den jene besten und reinsten aus dem früheren Geschlechte mehr oder weniger deutlich im Geiste schauten und sich desselben freuten. Habe Du Dank, daß Du durch die Liebe und Bewunderung unserer Väter, die Du in mir genährt und gepflegt, mich vor dem undankbaren Verkennen dessen, was wir ihnen schuldig sind, bewahrt und mich zu der Mäßigung und Besonnenheit gebildet hast, die ihnen mehr eigen war, als sie es den meisten unter den heutigen ist. Möchten wir,

<sup>36)</sup> Eintrag Niethammers vom 30. 5. 1816. Nach Fr. Jacobis Jugendgeschichte.

<sup>37)</sup> Vgl. A. Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius (1841), S. 66.

die jetzt lebenden, in dem vielen, worüber wir gesetzt sind, so treu erfunden werden, wie sie über dem wenigen gewesen sind, das man ihnen gelassen hatte!

Mein Vater! Es ist nicht Gottes Wille, daß auf andere Weise etwas erhalten würde von der Verbindung, zu welcher die Namen Schloßers und seines Freundes Jacobi lange nach dem Hinscheiden beider Männer in ihren Enkeln gelangt waren. Gehe denn in diesem Büchlein, von dem ich wünsche, daß es ihrer und Deiner nicht unwert sei, mein Name mit dem Deinigen auf den Teil der Nachwelt, für den es vielleicht erhalten bleibt; und sei es ein Denkmal der Liebe, die unter uns und den Unfern so lange Zeit bestanden, und ein Opfer — dem Andenken unserer Verklärten dargebracht!"

Wir beginnen etwas zu ahnen von der inneren Haltung, mit der Bernhard Jacobi an seine neue Aufgabe heranging. Er betrachtete seine Ahnentafel gleichsam von innen her, von der geistigen Erbmasse aus, die ihm überkommen war. „Ich bin nun mit einem Male einer der reichsten Erben geistiger Schätze in Deutschland geworden. Mache mich Gott nur zu einem recht treuen Hüter und besonnenen, gewissenhaften Haushalter über dieselben“, schrieb er an den Vater, als er ihm die Ankunft des Schreibpultes mit seinem reichen Inhalt meldete (Br. 27. 8. 38). In diesen Worten kommt deutlich zum Ausdruck, wie tief er die Verpflichtung empfand, die ihm nunmehr auferlegt war. Zunächst dachte er daran, in der Form einer Veröffentlichung, die sich an die bereits früher gedruckten Werke und Briefe Friedrich Heinrich Jacobis anschließen sollte, den größväterlichen Nachlaß weiteren Kreisen zugänglich zu machen (P. 13. 10. 38). Allmählich aber nahm der Plan, das Vorhandene zu einem Lebensbild des Großvaters zu verarbeiten, festere Gestalt an. Am 7. Dezember 1839 sprach er sich hierüber in einem Brief an Perthes folgendermaßen aus: „Je mehr ich den bereits vor Augen liegenden Stoff übersehe, desto lebhafter wird in mir der Wunsch und Gedanke, das Vorhandene, so weit es möglich ist, zu einer vollständigen Biographie zu verarbeiten, die noch fehlt und immer fehlen oder doch nur mangelhaft erscheinen wird, wenn ich mich nicht daran mache. Niemand kann in Zukunft mehr so über das Material verfügen wie ich, denn die von Tante Lene hinterlassenen Briesschätze und Papiere müssen in den Händen der Familie bleiben, und wer steht für Kinder und Enkel ein? Auch drängt die Zeit, und es darf um des großen Namens willen nicht mehr allzu lange gewartet werden. Tante

Lenens Tagebücher aber darf ich in Niemandes Hände geben, sie sollen nach meinem Tode vernichtet werden. Und sie sind für die Biographie unschätzbar. Diese Betrachtungen fangen an, die Scheu zu überwinden, mit der ich im Bewußtsein meiner Unfähigkeit anfänglich vor dem Gedanken an eine Biographie zurückbebt. Ich will leisten, was ich vermag.“

Sollte die geplante Biographie wirklich vollständig werden, so konnte sich Jacobi nicht auf das Material beschränken, das durch die Erbschaft in seinen Besitz gelangt war. Er schrieb nach allen Seiten, um, soweit dies möglich war, sämtliche Briefe und Nachrichten zu sammeln, die noch zu erhalten waren. Berthes nahm regen Anteil an diesen Vorarbeiten. Er beschränkte sich nicht darauf, seinem Neffen alles zu senden, was er selbst besaß, sondern war darüber hinaus bemüht, mit Hilfe seiner weit ausgedehnten persönlichen Beziehungen und geschäftlichen Verbindungen neue Wege zu bahnen und neue Pforten zu öffnen. So konnte denn Jacobi im Laufe der Zeit ungefähr 2500 Briefe zusammenbringen, von denen etwa der dritte Teil bereits gedruckt war (P. 7. 1. 42). Auf diese Weise war es ihm möglich, sich einen umfassenden Überblick zu verschaffen; nur über die Spärlichkeit des Quellenmaterials aus der früheren Zeit, besonders aus den 1760er und 1770er Jahren, vernehmen wir immer wieder Klagen.

Mit seiner Biographie wollte er einen Beitrag zur Literaturgeschichte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts bieten (P. 29. 4. 40). Es lag ihm deshalb daran, ein möglichst vollständiges Bild der literarischen, kulturellen und geistigen Zustände dieser Zeit zu gewinnen. Soweit es irgend ging, suchte er hier völlig heimisch zu werden. Gleichsam mit neuen Augen las er zum Beispiel Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Er war dankbar für jede Darstellung und jede gedruckte Brieffammlung, auf die ihn Berthes aufmerksam machte. Während eines Urlaubs, der ihn im Oktober 1840 an den Rhein führte, brachte er einige Tage als Gast seines Onkels George in Pempelfort zu und benutzte sodann in Bonn mehrere ganze Vormittage dazu, um in der dortigen Universitätsbibliothek die sämtlichen zahlreichen Bände des Wielandschen Merkur und des Deutschen Museums zu durchmustern (P. 16. 1. 41).

Von Anfang an hatte Jacobi verhältnismäßig wenige Stunden seiner Lieblingsbeschäftigung widmen können. Nachdem er Präses geworden war, nahmen seine beruflichen Pflichten einen derartigen Umfang an,

daß er sie so gut wie vollständig ruhen lassen und auf spätere Zeiten verschieben mußte (Br. 18. 6. 42). Sein früher Tod verhinderte dann endgültig die Vollendung der geplanten Biographie und hinterließ so eine Lücke, die heute noch nicht geschlossen ist<sup>38)</sup>.

Daß Jacobi sich so liebevoll in eine Zeit versenkte, die unwiderruflich abgeschlossen war, blieb nicht ohne Einfluß auf seine innere Einstellung zu der Gegenwart, in der zu wirken er berufen war. Seinem Vater mußte er bekennen, wie oft ihm das Horazische „laudator temporis acti“ in den Sinn kam und wie sehr seine schon immer vorhandene Neigung, sich von der Welt zurückzuziehen und ein Einsiedlerleben zu führen, seit dem Eingehen des Kirchenfreundes infolge des geistigen Umgangs mit dem Großvater und dessen Zeitgenossen neue Nahrung erhalten hatte (Br. 12. 6. 40). Er empfand diese Neigung als starke und lockende Versuchung, der er nicht nachgeben durfte. Wenn er ihr nicht erlag, so wurde ihm dieser Sieg über sich selbst dadurch erleichtert, daß gerade die Gegenwart, der er zu entfliehen trachtete, seinen Dienst in immer stärkerem Maße beanspruchte. Die Aufgabe, an der Gestaltung der Kirche auf einem verantwortungsvollen Posten mitzuarbeiten und auf diese Weise dem Tage des Herrn, den er im Glauben schaute, den Weg bereiten zu helfen, drängte das Ziel, eine vergangene Welt des Geistes mit den Kräften kritischer Forschung und intuitiver Einfühlung für die Nachkommen festzuhalten oder gar wieder lebendig zu machen, in den Hintergrund.

#### 4. Wirken in Kreis- und Provinzialsynode.

##### a) Vor der Wahl zum Präses.

Den neuen Aufgaben, die der evangelischen Kirche Westfalens durch die Kirchenordnung vom 5. März 1835 gestellt waren, stand Bernhard Jacobi keineswegs völlig unvorbereitet gegenüber. Bereits während seines Aufenthalts in Köln hatte er Gelegenheit gehabt, das kirchliche Leben der Rheinlande kennen zu lernen und war zu einem überzeugten

<sup>38)</sup> Der Nachlaß ist später nicht als unteilbare Einheit bei der Familie geblieben, wie Bernhard Jacobi es in seinem Testament verfügt hat. Über seine Schicksale vgl. R. Zoepf: Aus Fr. H. Jacobis Nachlaß, 1. Bd. (1869), S. 9ff. Wie mir Herr Amtsgerichtsrat Jacobi in Saarbrücken mitteilte, ist die Zersplitterung inzwischen weiter fortgeschritten, so daß sich nur noch ein kleiner Rest im Familienbesitz befindet.

Anhänger der Synodalverfassung geworden. An dem Kampf der rheinischen Kirche gegen die Berliner Agende hatte er innersten Anteil genommen<sup>39)</sup> und sich am 8. Mai 1827 in einem Schreiben an den Konsistorialrat Krafft mit voller Schärfe gegen die anonyme, vom König selbst verfaßte Schrift: „Luther in Beziehung auf die preußische Kirchenagende“ ausgesprochen<sup>40)</sup>. Als 1829 der Abschied von seinem bisherigen Wirkungskreise für ihn in greifbare Nähe gerückt war, erwähnte Jacobi in einem Briefe an seine Eltern, wie sehr ihm die Trennung auch dadurch erschwert werde, daß er der kirchlichen Verfassung der Rheinlande von Herzen zugetan sei (Br. 21. 9. 29). Selbst in der Unruhe, die mit der Übersiedlung nach Petershagen verbunden war, nahm er sich 2 Tage vor der Abreise, am 9. Juni 1830, noch die Zeit, der entscheidenden Sitzung beizuwohnen, in der die erneuerte, mit einem provinziellen Nachtrag versehene Agende von der Provinzialsynode von Jülich, Cleve und Berg angenommen wurde (Br. 14. 6. 30).

Als nun das synodale Leben in den westlichen Provinzen Preußens 5 Jahre später einen neuen Aufschwung nahm, begrüßte Jacobi diese bedeutungsvolle Wendung mit den größten Hoffnungen. Im Kirchenfreund schilderte er, mit welcher Freude und mit welchen Erwartungen die Kirchenordnung im Minden-Ravensberger Lande aufgenommen wurde, das bisher stets unter der Konsistorialverfassung gestanden hatte<sup>41)</sup>. Er selbst machte in seinen Predigten von Ostern 1835 ab bis in den Sommer hinein seine Gemeinde fortlaufend mit dem Inhalt und dem Geist der neuen Kirchenordnung bekannt<sup>42)</sup>. Leider sind uns die Konzepte dieser Predigten nicht aufbewahrt. Wir können aber ahnen, von welcher eindringlicher, auf den Worten der Schrift beruhender Überzeugungskraft sie getragen waren, wenn wir uns der Predigt zuwenden, die Jacobi zu Beginn der ersten Versammlung der Kreisynode Minden am 21. Juli 1835 hielt<sup>43)</sup>.

<sup>39)</sup> Vgl. zum Beispiel den Brief an Matthias Perthes vom 9. 8. 1824, in dem Jacobi den Beschluß der in Bonn versammelten Mühlheimer Kreisynode gegen die Einführung der Liturgie erwähnt und auch das Eingreifen Schleiermachers in diesen Kampf rühmend hervorhebt.

<sup>40)</sup> Konzept im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Jacobi.

<sup>41)</sup> Kirchenfreund 1836, S. 217—234.

<sup>42)</sup> Vgl. a. a. D., S. 220.

<sup>43)</sup> Eine kurze Inhaltsangabe der Predigt findet sich a. a. D., S. 224 bis 227.

Im Anschluß an 1. Kor. 3, 11—13, beschreibt er die Arbeit der zur Synode versammelten Prediger und Ältesten als eine Arbeit der Bauleute und weist mit Nachdruck darauf hin, das das Fundament des Gebäudes, das aufgerichtet werden solle, allein Christus sein könne. Verlasse die Kirche diesen Grund und gewinne ein anderes Leben Raum, so verschwinde die Kraft Gottes und alles falle in Trümmer. Wenn man auch noch so Großes von der Kirchenordnung erhoffe, niemals dürfe man erwarten, daß von ihr aus ein neues Leben des Glaubens und der Liebe seinen Anfang nehmen würde. Allein in der Predigt von Christo und in dem Glauben, der aus solcher Predigt komme, liege die Kraft Gottes, selig zu machen, beschlossen. Der große Vorzug der Kirchenordnung bestehe darin, daß sie nichts Neues, nichts Menschlich-Willkürliches bringen, sondern zu der ältesten Form christlichen Gemeinlebens, zur christlichen Ordnung, Sitte und Zucht der apostolischen Zeit zurückführen wolle. Nur dann sei es möglich, mit der neuen Kirchenordnung ein dauerhaftes Gebäude zu errichten, wenn man mit ihr Gottes Willen zu vollbringen trachte, wie er geoffenbart sei in Christo Jesu.

Das Vertrauen seiner Amtsbrüder hatte Jacobi zum Synodalprediger berufen, er wurde zum Synodalassessor gewählt, und auf der ersten westfälischen Provinzialsynode, die vom 17. bis zum 27. Oktober 1835 in Soest versammelt war, vertrat er die Kreissynode Minden als deputierter Geistlicher. Auch hier stand er bald in der vordersten Reihe. Rege beteiligte er sich an der Debatte und arbeitete eifrig in den Kommissionen mit, in die er gewählt wurde. Verschiedene Anregungen, die er gab, fanden die Zustimmung der Synode. So wurde auf seinen Vorschlag eine Kommission zur Prüfung der in der Provinz Westfalen verbreiteten Katechismen gebildet, zu deren Mitglied er zugleich gewählt wurde<sup>44</sup>). Auch der Entwurf zu einem Regulativ für die Verwaltung des Kollektenfonds zur Unterstützung dürftiger Evangelischer Gemeinden stammt von ihm<sup>45</sup>). Eines wie großen Ansehens er sich erfreute, geht zuletzt daraus hervor, daß er auch in die Prüfungskommission für die Kandidaten als Stellvertreter des synodalen Mitgliedes gewählt wurde<sup>46</sup>).

<sup>44</sup>) Verhandlungen der ersten westfälischen Provinzialsynode 1835, S. 60. Vgl. dazu den Bericht über den Verlauf der Synode in dem Briefe an die Eltern vom 8. November 1835.

<sup>45</sup>) Verhandlungen S. 61, 118—120.

<sup>46</sup>) Verhandlungen S. 60.

Unter den Fragen, die den Synodalen von Minden-Ravensberg besonders am Herzen lagen, nahm die neue Einteilung der Kreis-synoden des Regierungsbezirks Minden eine hervorragende Stelle ein. Der allzu große Umfang der Kreis-synoden Bielefeld und Minden war schon längst als ein schweres Hemmnis einer gedeihlichen kirchlichen Arbeit und als eine auf die Dauer untragbare Belastung für die Superintendenten empfunden worden. Bereits Romberg hatte den Vorschlag gemacht, die Diözese Minden zu teilen und einen ausführlichen Plan entworfen<sup>47)</sup>. In ihrer ersten Tagung griff nun die Kreis-synode Minden diesen Gedanken wieder auf und stellte den Antrag, daß an Stelle des bisherigen Kirchenkreises Minden deren zwei gebildet werden sollten. Jacobi übernahm die Aufgabe, ein ausführliches Gutachten zu diesem Antrag auszuarbeiten und der Provinzialsynode vorzulegen<sup>48)</sup>. In diesem Gutachten wies er zunächst auf die große Gefahr hin, die dadurch entstehe, daß die Superintendenten durch die Verwaltung ihrer zu großen Sprengel über Gebühr in Anspruch genommen würden. Die üblen Folgen würden noch vermehrt durch die neue von der bisherigen wesentlich verschiedene Stellung, welche nach der neuen Kirchenordnung die Superintendenten für die Zukunft gewinnen sollten. „Soll mit einem Wort“, heißt es dann, „der Superintendent der geistliche Aufseher, gleichsam das Auge seiner Diözese, die Seele aller kirchlichen Verhandlungen in derselben sein, so ist das in einer Diözese von so großem Umfang, wie die vier Diözesen des Regierungsbezirks Minden haben, eine solche Fülle von Arbeit, daß ihm für den Dienst an seiner eigenen Gemeinde und für seine Fortbildung durch eigene Studien viel zu wenig Kraft und Zeit übrig bleibt. Und doch darf er das eigene Studium nicht verabsäumen, wenn er vor sich selbst mit Ehren bestehen und die Kandidaten seines Kreises auf eine wirksame Weise beaufsichtigen und in den etwaigen Predigerkonferenzen unter seinen Amtsbrüdern Ansehen und Geltung behaupten will. Noch weniger darf er seine eigene Gemeinde über dem Dienst, welchen er der gesamten Diözese leistet, vernachlässigen, denn diese ist ihm doch zuerst und zumeist anvertraut, und sie hat sein heiligstes Gelübde empfangen.“

<sup>47)</sup> Vgl. die Akten betr. Personalien der Superintendenten und Verwaltung der Superintendentengeschäfte 1818—1843 (Generalakten Nr. 38) im Konsistorialarchiv.

<sup>48)</sup> Provinzialkirchenarchiv in Bad Deynhausen, Akten, Abt. 2 A 3.

Ferner machte er darauf aufmerksam, wie sehr der Regierungsbezirk Minden, was seine Vertretung auf der Provinzialsynode betreffe, benachteiligt sei gegenüber der Grafschaft Mark. Die 9 Diözesen der Grafschaft Mark mit 200 000 Seelen und 150 Gemeinden hätten 27 Deputierte in die Provinzialsynode entsandt, während aus dem Regierungsbezirk Minden mit seinen 4 Kreissynoden bei 230 000 Seelen in 86 Gemeinden nur deren 12 entstammten.

Persönliche Wünsche einzelner Prediger müßten den allgemeinen Rücksichten zum Opfer gebracht werden, vor allem das begreifliche Streben, mit Amtsbrüdern im gleichen Verbande wie bisher zusammenzubleiben; die Erfahrung dürfte aber lehren, daß das neue Leben sich kräftiger und vielseitiger in kleineren Diözesen bilden werde.

Die Provinzialsynode stimmte auf Grund dieses Gutachtens dem von Jacobi formulierten Antrage der Kreissynode Minden zu und setzte auf seinen Vorschlag eine aus sämtlichen Deputierten der in Frage kommenden Kreissynoden bestehende Kommission ein, die über diese Angelegenheit beraten und ihren Beschluß den 4 Kreissynoden im folgenden Jahre zur Stellungnahme vorlegen sollte<sup>49)</sup>.

Auch nachdem die Tagung in Soest beendet war, ruhte die Arbeit Jacobis im Dienste der westfälischen Provinzialkirche keineswegs. Zwar konnte er nicht in einer etwa dem heutigen Provinzialkirchenrat entsprechenden Körperschaft tätig sein, die als ständiger Ausschuß außerhalb der eigentlichen Versammlungen der Provinzialsynode deren Rechte wahrgenommen hätte, da diese Lücke der Kirchenordnung erst später geschlossen wurde; durch seine Mitarbeit am Kirchenfreund bot sich ihm aber Gelegenheit, mit Hilfe der Feder seine Auffassung zu vertreten und auf weitere Kreise zu wirken.

Den bereits erwähnten Aufsätzen über die Einführung der Kirchenordnung und ihre Aufnahme im Regierungsbezirk Minden folgte in den Jahrgängen 1837 und 1838 ein ausführlicher Bericht über den

---

<sup>49)</sup> Am 5. August 1836 fand eine Sitzung dieser Kommission in Herford statt, in der ein Entwurf vorgelegt und den weiteren Beratungen zugrunde gelegt wurde. Von geringfügigen Änderungen abgesehen, erteilte die Provinzialsynode 1838 diesem Entwurf ihre Zustimmung (Verhandlungen S. 21). Auch die Regierung gab ihre Genehmigung. Der Umfang der sieben neuen Kreissynoden, wie er damals festgesetzt wurde, ist bis heute nicht verändert worden.

Verlauf der ersten Provinzialsynode<sup>50</sup>). In geschickter Weise verstand es Jacobi, seinen Lesern ein anschauliches und übersichtliches Bild dessen, was geleistet worden war, zu zeichnen. Er erzielte diese Wirkung hauptsächlich dadurch, daß er sich nicht streng an die Reihenfolge der Verhandlungen hielt, sondern bemüht war, das Zusammengehörige auf gewisse Hauptgesichtspunkte zurückzuführen und die Bedeutung der einzelnen Angelegenheiten, die beraten wurden, für das kirchliche Leben klar herauszuarbeiten.

Als ein besonders erfreuliches Zeichen für die Einmütigkeit, mit der die Verhandlungen geführt wurden, hebt Jacobi hervor, daß die erste Provinzialsynode allen Erörterungen über Fragen des Glaubens und der Lehre aus dem Wege ging und auch auf die Besprechung des wichtigen § 49 der Kirchenordnung, in dem davon die Rede ist, daß die Provinzialsynode über die Erhaltung der Reinheit der evangelischen Lehre in Kirchen und Schulen zu wachen habe, bewußt verzichtete<sup>51</sup>). Wäre die Provinzialsynode auch nur einen Monat später zusammengetreten, so hätte sich ein solches Verhalten nicht mehr rechtfertigen lassen. In den letzten Wochen des Jahres 1835 war die Stellungnahme zum kirchlichen Bekenntnis wieder in den Vordergrund des Interesses getreten. Die Vorgänge, die sich im Zusammenhang mit der Pfarrwahl in Schwelm abspielten, hatten weit über die Grenzen Westfalens hinaus im ganzen evangelischen Deutschland die größte Aufmerksamkeit und die lebhafteste Anteilnahme hervorgerufen<sup>52</sup>). Eine geringe Mehrheit der Stimmen war auf den Pfarrer Eduard Hülsmann in Dahl gefallen. Da dieser kurz zuvor eine „Predigerbibel“ für praktische Theologen hatte erscheinen lassen, die voll und ganz auf dem Boden des Rationalismus stand, stieß diese Wahl von vornherein auf heftigen Widerspruch bei einem großen Teil der Gemeinde. Einige Presbyter und Repräsentanten richteten sogar eine Immediatvorstellung an den König mit der Bitte, der Wahl die Be-

<sup>50</sup>) „Über die Verhandlungen der ersten westfälischen Provinzialsynode“, Kirchenfreund 1837, Nr. 1, 2, 5, 6, 13 und 1838, Nr. 7, 8, 20, 21, 33, 46, 47.

<sup>51</sup>) Kirchenfreund 1837, S. 3.

<sup>52</sup>) Über den Schwelmer Wahlstreit unterrichtet Möller im Kirchenfreund 1837, Nr. 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 18, 19, 22, 23 und 41; ferner in seinen Ausführungen über „die Dortmunder Erklärung“, a. a. O., Nr. 73—76.

stätigung zu versagen. Die Entscheidung fiel gegen Hülsmann; seine Wahl in Schwelm wurde nicht bestätigt.

Eine überaus große Anzahl von Broschüren, sowohl für als auch gegen Hülsmann, war die Folge dieser Auseinandersetzungen.

Hülsmann selbst war diesem Streite bald entrückt. Er hatte einen Ruf nach Lennep angenommen, und in einem Kolloquium, das auf Veranlassung der vorgefetzten Behörde zwischen ihm und Professor Nitsch aus Bonn am 1. Juli 1837 stattfand, hatte sich die völlige Übereinstimmung seiner Auffassung mit Lehre und Bekenntnis der Kirche erwiesen<sup>53</sup>). Aber die Gegensätze, die nun einmal mit aller Wucht aufeinander geprallt waren, konnten trotz dieser Wendung nicht so bald zu einem Ausgleich kommen.

Unter den Schriften, die sich für Hülsmann und seine Predigerbibel erklärten, übte die „Erklärung der 17 Pfarrer der Kreissynode Dortmund“<sup>54</sup>) wohl die größte Wirkung aus. Es kam sogar dahin, daß nicht mehr Hülsmann, sondern diese Erklärung im Mittelpunkt des Kampfes stand, der an Schärfe immer noch zunahm.

Was nun den Inhalt der Dortmunder Erklärung betrifft, so geht sie von der Voraussetzung aus, daß bei einer allzu strengen und einseitigen Betonung der symbolischen Bücher die teuer errungene Glaubens- und Gewissensfreiheit in Gefahr sei. Die symbolischen Bücher dürften der Heiligen Schrift nicht gleichgestellt werden, die allein Glaubensnorm und grundlegend für Predigt und Religionsunterricht sei. Zu der Frage, ob die Predigerbibel unbiblische Grundsätze darlege oder nicht, bemerkten die Unterzeichner der Erklärung, daß sie zwar nicht mit jeder Ansicht übereinstimmten, die in der Predigerbibel geäußert werde, daß es aber ihrer Meinung nach jedem Prediger freistehen müsse, die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen seinen Amtsgenossen zur Prüfung und Beurteilung vorzulegen. In dieser Hinsicht seien die Reformatoren ein Vorbild, die

<sup>53</sup>) Abdruck des Protokolls bei Beyschlag, Carl Immanuel Nitsch, S. 197—199; vgl. dazu Kirchenfreund 1837, S. 239. Daß Hülsmann tatsächlich vom Rationalismus abgerückt war, zeigt sich in einem Aufsatz über die „Angriffe der modernen Wissenschaft auf das formale Prinzip der protestantischen Kirche“: Monatschrift für die evangelische Kirche der Rheinprovinz und Westfalens 1843 I, S. 193—205, der besonders scharf gegen Strauß gerichtet ist.

<sup>54</sup>) Druck bei Krüger in Dortmund 1836.

in Wort und Schrift gegen eingeschlichene Mißbräuche aufgetreten seien. Zuletzt wandten sie sich gegen das Stillschweigen der Provinzialsynode in dieser Angelegenheit. Wachen über die Reinheit der evangelischen Lehre bedeute zwar zunächst Bekämpfung der Irrlehre und Entfernung der Irrlehrer, aber zu diesem Wachen gehöre auch ebenso gewiß, daß derjenige in Schutz genommen werden müsse, der mit Unrecht einer Abweichung von den Grundbegriffen der Religion und eines Vergehens gegen Kirchenordnung und Agende beschuldigt werde. Hülsmann bekenne sich zu den Grundwahrheiten und verdiene also gewiß den Schutz der Synode. Die Synode dürfe nicht schlafen, weder den Schlaf der Mattigkeit und Trägheit noch den der Sicherheit, und müsse ihr Wächteramt in vollem Vertrauen auf Gott und unbekümmert um das Resultat und seine Folgen auf sich nehmen.

Gegen die Dortmunder traten sechs Superintendenten Westfalens, unter ihnen König aus Witten und Smend aus Lengerich, mit einem Gutachten auf den Plan<sup>55)</sup>. Die Darlegungen der Erklärung wurden in ihm gründlich widerlegt, mit besonderem Nachdruck wurde auf die unzulässige Vermischung von Lehrnorm und Glaubensnorm hingewiesen. Es schloß mit dem Vorschlag, daß die Provinzialsynode während ihrer nächsten Tagung die Predigerbibel vor ihr Forum ziehen, eine ernste Mißbilligung der in ihr entwickelten unevangelischen Lehren aussprechen und über Mittel beraten möge, wie ähnlichen Ärgernissen für die Zukunft vorzubeugen sei. Aber auch die Pfarrer der Kreisynode Dortmund mußten zur Rechtfertigung ihres Verhaltens aufgefordert und ihr Angriff gegen die Geltung der symbolischen Bücher ernstlich mißbilligt werden.

Der Präses Nonne, der als Pfarrer der Gemeinde Schwelm auch persönlich durch diese Vorgänge stark betroffen wurde, war der schwierigen Lage nicht gewachsen. Während Freunde und Gegner Hülsmanns seiner öffentlichen Erklärung entgensahen, scheute er vor einer klaren Stellungnahme zurück. Diese Zurückhaltung war zum Teil durch die in ihren Einzelheiten noch völlig ungeklärte Rolle verursacht, die der Provinzialsynode während der Zeit zwischen ihren Tagungen auferlegt war, noch mehr aber entsprach sie der Veranlagung und dem Charakter Nonnes, der eben keine Führerpersönlichkeit war. Auch sonst geschah wenig, um das Ansehen der Synode

<sup>55)</sup> Abdruck in der Evang. Kirchenzeitung 1837, S. 305—328.

zu mehren und ihre Rechte zu wahren. Bereits in seinem Bericht über die Verhandlungen der Provinzialsynode im Kirchenfreund hatte Jacobi eine schwere Anklage gegen die Untätigkeit des Präses erhoben, der nichts unternommen hatte, um die Arbeit der verschiedenen von der Synode erwählten Kommissionen in Gang zu bringen und zu beleben<sup>56</sup>). Bald darauf holte Jacobi zu einem neuen wuchtigen Hiebe aus<sup>57</sup>). Noch schärfer wandte er sich gegen Nonne, der an die Superintendenten mit dem Plan herangetreten war, die zweite Tagung der Provinzialsynode um ein Jahr zu verschieben. Sein Mangel an Regsamkeit erschien ihm um so bedenklicher, als ihn die Art, wie die Behörden mit dem von der Provinzialsynode ausgearbeiteten Entwurf der Verwaltungsordnung umgesprungen waren, indem sie ihn nicht etwa als Ganzes angenommen oder abgelehnt, sondern „wie ein Schülerezerzizium durchkorrigiert“ und in dieser verstümmelten Form veröffentlicht hatten, ohne vorher Rücksprache mit der Synode oder ihrem Präses genommen zu haben, mit ernster Sorge erfüllte. Auch die Instruktion für den Generalsuperintendenten vom 31. Mai 1836 unterzog er einer scharfen Kritik, die sich hauptsächlich auf die unklare Fassung der Bestimmungen über das Verhältnis des Generalsuperintendenten zur Provinzialsynode erstreckte. Nirgends jedoch ließ er sich trotz seiner Mißstimmung dazu verleiten, über den Rahmen der Kirchenordnung hinauszugehen, die er als Grundlage des kirchlichen Lebens in ihrem vollen Umfang anerkannte; gegenüber dem Wunsche einiger rheinischer Kreissynoden, das Amt des Generalsuperintendenten vollständig zu beseitigen, zog er ausdrücklich einen Trennungsstrich. Man merkt es den Ausführungen Jacobis an, daß er angesichts der Unentschlossenheit Nonnes noch Schlimmeres befürchtete und schweren Herzens der Tagung der Synode entgegensah, die nun doch, entgegen dem Wunsche des Präses, rechtzeitig einberufen worden war. Trohdem ließ er den Mut nicht sinken und gab die Hoffnung nicht auf, daß es die Regierung wahr und redlich mit der Kirchenordnung gemeint habe und noch meine.

Unders als drei Jahre zuvor spielte 1838 in den Verhandlungen der zweiten westfälischen Provinzialsynode die Bekenntnisfrage eine hervorragende Rolle. Zwischen den Vertretern der verschiedenen Auf-

<sup>56</sup>) Kirchenfreund 1838, S. 30.

<sup>57</sup>) Vertraute Briefe III: Kirchenfreund 1838, S. 275—278, dazu das in der Formulierung wesentlich schärfere Konzept.

fassungen hatte die Spannung derartig zugenommen, daß mit schwierigen Auseinandersetzungen zu rechnen war. Jacobi hatte mit aller Entschiedenheit gegen die Dortmunder Erklärung Partei ergriffen. Ein Antrag, den er einreichte, befaßte sich eingehend mit ihr und forderte die Provinzialsynode auf, den Unterzeichnern dieser Erklärung die Veröffentlichung ihrer falschen und unwahren Behauptungen zu verweifen und ihnen ihre Mißbilligung zu erkennen zu geben<sup>58</sup>).

In Soest standen sich beide Gruppen in annähernd gleicher Stärke einander gegenüber. Gleichwohl gelang es, eine Einigungsformel zu finden, der alle Mitglieder der Provinzialsynode zustimmten. Vielleicht ist dieses Ergebnis dem diplomatischen Geschick des Generalsuperintendenten Roß zu danken, der als königlicher Kommissar den Verhandlungen beiwohnte<sup>59</sup>). Bei den Beratungen über die Frage, wie das Wächteramt der Provinzialsynode im einzelnen auszuüben sei, wurden die Gegensätze zwar wieder sichtbar, hatten aber erheblich an Schärfe verloren. Ein Beschluß, der besagte, daß der evangelische Geistliche auch hinsichtlich seiner schriftstellerischen Werke an die Lehre der Kirche gebunden sei, und daß er den Haupt- und Grundlehren der Kirche, soweit sie teils den wesentlichen, unterscheidenden Charakter des Christentums überhaupt, teils den der evangelischen Kirche insbesondere ausdrückten, nicht widersprechen dürfe, ging nur mit knapper Mehrheit durch; 20 Synodale behielten sich ein Separatvotum vor<sup>60</sup>).

<sup>58</sup>) Der Wortlaut des Antrags, der dann später zurückgezogen wurde, findet sich im Kirchenfreund 1838, S. 301.

<sup>59</sup>) Der Beschluß lautet: Die Synode hält einstimmig die in § 78 der Kirchenordnung enthaltene Bestimmung, „daß die Predigt der heiligen Schrift und dem evangelischen Glaubensbekenntnisse gemäß sein müsse“, in Verbindung mit den in der Agende enthaltenen Ordinations-Formularen, wonach der Prediger keine andere Lehre predigen und ausbreiten solle, als diejenige, „welche gegründet ist in Gottes lauterem und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testaments — unserer alleinigen Glaubensnorm — und verzeichnet in den symbolischen Schriften unserer Kirche“ für völlig genügend (Verhandlungen S. 11 f.). Daß man mit einem Auseinanderfallen der Synode ernstlich rechnete, geht auch aus dem Bericht hervor, den das Konsistorium an den Minister über den Verlauf der Verhandlungen erstattete (Konsistorialarchiv, Generalakten Nr. 10).

<sup>60</sup>) Verhandlungen der zweiten westfälischen Provinzialsynode 1838, S. 12.

Für Jacobi selbst hatte die Fehde mit den Dortmundern noch ein unangenehmes Nachspiel. In dem Bericht über den Verlauf der Tagung, den er im Kirchenfreund veröffentlichte<sup>61)</sup>, stand die Bemerkung, daß die Gegner der Dortmunder Erklärung nach dem einmütigen Beschluß der Synode zur Bekenntnisfrage „die betäubenden Vorfälle der Vergangenheit lieber der Vergessenheit überliefern und jenen Brüdern ihren Fehltritt vergeben“ wollten, da sie das Ansehen und die öffentliche Geltung der Kirchenlehre für die Zukunft gesichert sahen<sup>62)</sup>. Diese Darstellung erregte in Dortmund großes Mißfallen. In seinem Bericht vor der Kreissynode des Jahres 1839 betonte der Superintendent, daß sich Jacobi auf eine höchst ungebührliche und beleidigende Weise öffentlich über die Pfarrer geäußert habe, welche die Erklärung unterschrieben hätten. Die Synode stimmte seinem Antrag zu, „den Herrn Präses Nonne resp. die Provinzialsynode zu bitten, den Herrn Jacobi über sein ordnungswidriges und dabei unbrüderliches und beleidigendes Verfahren nicht nur sein Mißfallen zu erkennen zu geben, sondern dasselbe auch nachdrücklich zu rügen und dem Herrn Oberpfarrer für die Zukunft noch mehr Vorsicht und Bescheidenheit zu empfehlen“<sup>63)</sup>. In den beiden folgenden Jahren wurde dieser Antrag ausdrücklich wiederholt und 1841 tatsächlich der Provinzialsynode vorgelegt. Nur mit Mühe gelang es, unerquickliche Auseinandersetzungen über diesen Antrag zu vermeiden, indem anscheinend die Dortmunder veranlaßt wurden, den Antrag zurückzuziehen, nachdem Jacobi in einem Veröhnungsschreiben an den Superintendenten Consbruch eine befriedigende Erklärung abgegeben hatte<sup>64)</sup>.

Jacobi hatte sich für den Beschluß der Provinzialsynode, der sich auf die schriftstellerische Tätigkeit der Geistlichen bezog, besonders warm eingesetzt. Obwohl er mit voller Überzeugung für das Recht der freien wissenschaftlichen Forschung eintrat, war er doch nicht gewillt, dort, wo es um den Bestand der Kirchenlehre ging, irgendwelche Zugeständnisse zu machen, die auf die Dauer doch nur zerstörende Wirkungen haben konnten. Wie er über die Wechselbeziehungen zwischen Kirchenlehre und theologischer Wissenschaft dachte, ist aus seinen Auf-

61) Vertraute Briefe IV: Kirchenfreund 1838, S. 383—388.

62) ebenda S. 385.

63) Verhandlungen der Kreissynode Dortmund 1839.

64) Tagebucheintrag vom 25. 9. 1841.

fäßen im Kirchenfreund zu erkennen<sup>65</sup>). Indem er das Recht sowohl der Kirche als auch der Theologie verständlich zu machen bestrebt war, ließen sich in seinen schriftlichen Darlegungen scheinbare Widersprüche nicht immer vermeiden. Es kam eben darauf an, auf welcher Seite gerade der Nachdruck lag. Seinen Gegnern aber boten sich auf diese Weise willkommene Ansatzpunkte dar, von denen aus sie zum Angriff übergehen konnten.

In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß Pfarrer Saltmann aus Kirchhörde, einer der Unterzeichner der Dortmunder Erklärung, in einer ziemlich an der Oberfläche haftenden Broschüre, die zu den aphoristischen Bemerkungen über die Union Stellung nahm, von der Voraussetzung ausging, daß Jacobi von der „Symbololatrie“, in der er früherhin offenbar verstrickt und befangen war, wieder zurückgekommen sei<sup>66</sup>).

Ein Blick in das Verhandlungsprotokoll der zweiten Provinzialsynode lehrt uns, wie sehr das Ansehen Jacobis inzwischen gewachsen war. Seine Vorstöße im Kirchenfreund, in denen er so energisch die Rechte der Provinzialsynode verfochten hatte, hatten überall die größte Aufmerksamkeit hervorgerufen. Nonne selbst fühlte sich durch die Angriffe, die gegen ihn gerichtet waren, so schwer getroffen, daß er sein Amt der Provinzialsynode wieder zur Verfügung stellte; auf einmütiges Bitten der Provinzialsynode blieb er aber auf seinem Posten. Es spricht für seine vornehme Gesinnung, daß er gegenüber Jacobi keinerlei Verstimmung zeigte; im Gegenteil, wiederholt gab er ihm Beweise seines Vertrauens und seiner Zuneigung (Br. 13. 10. 38).

Wiederum wurde Jacobi in die Examenkommission gewählt. Als Stellvertreter des Superintendenten Scherr in Bielefeld hatte er bereits hin und wieder an den Prüfungen in Münster teilgenommen. Für die Zukunft war sein Verhältnis zu Scherr ein umgekehrtes, so daß dieser sein Stellvertreter wurde<sup>67</sup>). Gerade auf diesem Gebiet konnte seine pädagogische Begabung aufs beste zur Geltung kommen. In den folgenden Jahren hat er wohl nie zur Zeit der Prüfungstermine in Münster gefehlt. Neben der neutestamentlichen Exegese bevorzugte er

<sup>65</sup>) Vgl. S. 9—12.

<sup>66</sup>) H. W. Saltmann, Beleuchtung und Würdigung der zur Verteidigung der Union von dem Herrn Oberpfarrer Jacobi veröffentlichten aphoristischen Bemerkungen. Dortmund 1840.

<sup>67</sup>) Verhandlungen der Provinzialsynode 1838, S. 63.

als Prüfungsfächer Symbolik und Kirchenverfassung. Er stellte hohe Anforderungen an die Leistungen der Kandidaten, verstand es aber auch, durch geschicktes Fragen, das zugleich ein Lehren war, das Beste aus ihnen herauszuholen.

Noch bedeutungsvoller war die Aufgabe, die ihm mit dem Vorsitz der Katechismuskommission zufiel. Der Mangel eines für das ganze evangelische Westfalen verbindlichen Katechismus wurde überall schmerzlich empfunden, über Anfänge waren aber die Versuche, zu einer einheitlichen Regelung zu gelangen, noch nicht hinausgekommen<sup>68)</sup>. Auch jetzt war das Ziel, das der Kommission gestellt war, begrenzt. Es galt, zunächst nur die in den einzelnen Gemeinden und Schulen gebrauchten Katechismen zu prüfen und zu begutachten. Nicht so sehr auf die Form der Katechismen, sondern auf den in ihnen sich darstellenden Lehrbegriff kam es bei dieser Untersuchung an, um dessen Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift und den Bekenntnisbüchern zu erkennen<sup>69)</sup>.

Die Zahl der gedruckten Katechismen, die von den Superintendenten eingesandt wurden, belief sich auf 52. Die Akten der Kommission, die uns erhalten geblieben sind, zeigen, mit welcher Sorgfalt und Umsicht bei ihrer Prüfung verfahren wurde<sup>70)</sup>.

Das Urteil Jacobis über jeden einzelnen Katechismus steht an der Spitze, ihm schließen sich die Gutachten der übrigen Kommissionsmitglieder an. Im ganzen wurden 23 Katechismen verworfen, die meist ein ausgesprochen rationalistisches Gepräge trugen. Es ist nun bemerkenswert, daß die Gutachten Jacobis gerade über diese Katechismen besonders gründlich und ausführlich sind. Sie bringen eine ausreichende Menge charakteristischer Belegstellen, beleuchten deren Verhältnis zur Heiligen Schrift und zum kirchlichen Bekenntnis, so daß zuletzt die Ablehnung sich als natürliche Folge, ja, als unbedingte Notwendigkeit aufdrängt. In den meisten Fällen war das Urteil der Kommission einstimmig. Nur 3 Katechismen wurden ausdrücklich empfohlen, unter ihnen der Krummachersche Katechismus und Zahns „Biblische Historien“.

Gegenüber Arbeiten dieser Art standen die Aufgaben, die Jacobi in dem engeren Bereich der Kreisynode Minden zu erfüllen hatte,

<sup>68)</sup> Vgl. Rothert im Jahrbuch 1905, S. 185 f.

<sup>69)</sup> Verhandlungen der Provinzialsynode 1835, S. 52.

<sup>70)</sup> Konsistorialarchiv, Generalakten 962.

nicht zurück. Wir haben bereits gesehen, wie sehr sein Eintreten für Heidenmission und Mäßigkeitsbewegung dem gesamten Kirchenkreise zugute kamen<sup>71</sup>). Das Verhältnis zu seinem Vorgesetzten, dem Superintendenten Winzer, entwickelte sich zu einer engen persönlichen Freundschaft. Als Synodalassessor übernahm Jacobi hin und wieder eine Kirchenvisitation (Br. 4. 7. 1838). 1838 führte er einen neu-gewählten Pfarrer in St. Marien zu Minden ein (Br. 26. 2. 38). Die geistige Leitung der Predigerkonferenz lag in seiner Hand.

Allen diesen Pflichten unterzog sich Jacobi mit großer innerer Freudigkeit. Von Soest war er mit den besten Hoffnungen für die Zukunft heimgekehrt, er zweifelte nicht an einer kräftigen Entfaltung des neuen synodalen Lebens. Da brachte ihm der Bescheid des Ministers auf die Beschlüsse der Provinzialsynode, den das Konsistorium am 6. November 1839 mitteilte, eine bittere Enttäuschung. „Der nichts sagende, alles Wichtige entweder hinauschiebende oder ganz beseitigende Ministerialbescheid auf unsere letzten Soester Verhandlungen hat mich für diese Angelegenheit fast entmutigt. Es ist mir ganz klar, daß man in Berlin die Kirchenordnung nicht will“, schrieb er an seine Eltern (Br. 17. 1. 40). Besonders deutlich zeigte sich die Einstellung des Ministers darin, daß in dem Bescheid ausdrücklich vermerkt war, die Wirksamkeit der Provinzialsynode beschränke sich auf die Zeit ihres Beisammenseins, und alles, was sich in dieser Zeit nicht behandeln und bis zur nächsten Zusammenkunft nicht zurücklegen lasse, liege außer ihrem Bereich.

Auch Nonne gab wieder Anlaß zur Unzufriedenheit. Es kam soweit, daß er wegen verschiedener Versäumnisse, die er sich in seiner Eigenschaft als Präses der Provinzialsynode zuschulden kommen ließ, von den Staatsbehörden bestraft werden mußte<sup>72</sup>). Das Rassenwesen lag völlig im argen<sup>73</sup>). Es ist nur zu verständlich, daß unter diesen Umständen das an sich schon geringe Ansehen der Provinzialsynode noch weiter zurückging. Wie tief es gesunken war, beweist zum Beispiel ein Vorschlag des Regierungspräsidenten von Arnsberg, der die

<sup>71</sup>) Jahrbuch 1934, S. 60f.

<sup>72</sup>) Personalakten Nonne im Konsistorialarchiv.

<sup>73</sup>) Während der Tagung der Kreisynode Hattingen, 1840, klagte der Superintendent darüber, daß die Provinzialsynodalrechnung seit 1835 im Rückstand sei, und daß weder die Provinzialsynodalmatrikel noch der Etat aufgestellt worden sei.

Anregung gab, die westfälische Provinzialsynode zu teilen und an ihrer Stelle zwei Regierungsbezirkssynoden zu bilden. Der Plan nahm zwar keine greifbare Gestalt an, kennzeichnet aber immerhin die Lage<sup>74)</sup>.

Bald warf die dritte Tagung der Westfälischen Provinzialsynode ihre Schatten voraus. Dem Regierungswechsel, der 1840 in Preußen erfolgt war, entsprach auch ein Kurswechsel in der Kirchenpolitik, der eine Besserung der Stellung zu versprechen schien, welche die Provinzialsynode einnahm. Die Kreissynode Minden trat am 10. August 1841 zusammen. Jacobi legte ihr mehrere Anträge vor, die eine Stärkung des Einflusses der Provinzialsynode zum Ziele hatten. Zwei von ihnen bezogen sich auf eine Verbesserung der Protokollführung. Sowohl der Vortrag des Präses als auch das gesamte Protokoll sollten in ursprünglicher Gestalt mitgeteilt werden, „da Auslassungen und Modifikationen des Vorgetragenen dem Begriffe protokollarischer Urkundlichkeit widersprechen“. Überhaupt müsse auf die Protokollführung viel größere Sorgfalt verwandt werden. Vor allem komme es auf eine klare Fassung der einzelnen Beschlüsse an, deren Motive auch dann deutlich erkennbar sein müßten, wenn sie in dem Vortrag des Präses nicht vollständig und genügend zum Ausdruck kämen.

Ein weiterer Antrag galt den Beschlüssen der Provinzialsynode von 1838, auf die in dem Ministerialbescheid vom 6. November 1839 entweder nur unzureichend oder überhaupt nicht eingegangen worden war. Er besagte, daß die Staatsbehörde ersucht werden möge, in Zukunft allen Beschlüssen der Provinzialsynode ohne Unterschied eine Bescheidung zuteil werden zu lassen, ihre Bescheidungen durchweg in der bestimmten Form der Bestätigung oder Nichtbestätigung oder des Entscheidungsvorbehaltes zu erteilen und im Falle der Nichtbestätigung wo möglich die Hindernisse anzugeben, die einer Bestätigung im Wege ständen, ferner die veränderte Fassung, unter der die Bestätigung erfolgen könnte, von der Zustimmung der Provinzialsynode ausdrücklich abhängig zu machen. Die Provinzialsynode sollte dann eine etwa genehmigte neue Fassung einer sorgfältigen Prüfung unterziehen, um nötigenfalls die Verhandlungen mit der Staatsbehörde über den endgültigen Wortlaut des Beschlusses zu erneuern. Folge die Synode

<sup>74)</sup> Konsistorialarchiv, Generalakten 11. Vgl. dazu Heppe, Geschichte der Evangelischen Kirche von Cleve-Mark (1867), S. 316.

dieser Anregung nicht, so würde sie den ihr zuerkannten Rechten ein Wesentliches vergeben.

Ein vierter Antrag ging dahin, daß der Präses verpflichtet sei, von Zeit zu Zeit und mindestens halbjährlich sich von den präsidierenden Mitgliedern sämtlicher Kommissionen der Provinzialsynode über den Fortgang der Verhandlungen der betreffenden Kommissionen Bericht erstatten zu lassen und solchergestalt ihre Wirksamkeit zu kontrollieren.

Alle diese Anträge fanden die einmütige Zustimmung der Kreis-synode Minden, dagegen war die Stellungnahme in Soest, wo die Tagung am 11. September 1841 begann, eine andere. Einwendungen sachlicher Art ließen sich zwar kaum vorbringen<sup>75)</sup>, die Mißstimmung, die durch sie hervorgerufen wurde, ist vielmehr dadurch zu erklären, daß die Mehrheit der Synode die scharfe Kritik der Protokollführung als einen unberechtigten Angriff auf den Superintendenten Albert aus Gevelsberg empfand, der 1838 Scriba gewesen war. Die Folge war die, daß die Versammlung Jacobi selbst zum Scriba wählte, um ihm so Gelegenheit zu geben, den Richtlinien seiner Anträge entsprechend selbst den Bericht über die Verhandlungen zu gestalten. So kam es, daß ein Höchstmaß an Arbeitskraft von Jacobi gefordert wurde, der nicht nur mit der Feder in der Hand den Verhandlungen folgte, sondern sich zugleich lebhaft an der Debatte beteiligte und auch in den Kommissionen, in die er gewählt war, seinen Platz ausfüllte.

Da Nonne als Präses nicht mehr zu halten war, stand die Wahl eines neuen Präses bevor, die in der letzten Sitzung stattfinden sollte. Der Ausgang dieser Wahl war durchaus ungewiß. Die entschiedene Haltung Jacobis, sein Wille, mit allen Kräften das Ansehen der Provinzialsynode zu heben und ihre Stellung gegenüber den Behörden zu stärken, wurde keineswegs von allen Synodalen gebilligt. Seine Gefinnungsfreunde aus der Grafschaft Mark waren wegen der Anträge zur Protokollführung über ihn verstimmt. Dagegen sehen wir Jacobi im Mittelpunkt einer kleinen Gruppe von Synodalen aus Minden-Ravensberg, die treu zu ihm hielten und von denen Pfarrer Schröder

<sup>75)</sup> Die Provinzialsynode stimmte den Anträgen der Kreis-synode Minden, abgesehen von geringfügigen Änderungen, zu. Nur über den Antrag, der sich auf die Beaufsichtigung der Kommissionen durch den Präses bezog, ging die Versammlung auf die Bemerkung des Präses, daß dieses selbstredend sei, zur Tagesordnung über (Verhandlungen S. 19).

aus Bünde sowie Superintendent Huhold aus Blotho (später in Hausberge) erwähnt seien.

Die Aussichten Jacobis, zum Präses gewählt zu werden, schienen also gering zu sein. Angesichts der Zersplitterung derjenigen, die für seine Grundzüge eintraten, war sogar ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Vertreter der sogenannten „richtigen Mitte“, Superintendent Schmidt aus Laasphe, auf den Schild erhoben wurde, für den außer den entschiedenen und gemäßigten Rationalisten alle diejenigen eintraten, die einem ernsthaften Kampf um die Rechte der Provinzialsynode aus dem Wege zu gehen bestrebt waren<sup>76)</sup>.

Am 28. September 1841 fand die Wahl statt. Am späten Abend dieses Tages, kurz vor Mitternacht, schrieb Bernhard Jacobi an seine Paula: „... Ich bin zum Präses gewählt, an unserm 28ten, Cornelias Geburtstage. Die Wahl war gegen 8 Uhr diesen Abend. Alberts Freunde hatten, da sie ihn nicht durchsetzen konnten, ihre Stimmen zerteilt, und so bekamen König und ich im ersten Scrutinium jeder 17 Stimmen, der Superintendent Schmidt 13. Wir beide protestierten nun, ich zuerst, gegen die Entscheidung durch das Los. Es wurde nun ein zweites Scrutinium beschlossen, in welchem jeder Wähler seine Stimme einem von uns beiden geben müsse. Lange hielten die Stimmen sich im Gleichgewichte. Zuletzt hatte ich 24 Stimmen, König 22 — und ich war Präses! — — Ich bin ruhig, aber tief bewegt, voll Furcht und Zittern, voll Zuversicht und Ergebung. Es ist Gottes Wille so, und ich folge blindlings. Bete für mich. Mir ahndet, ich werde meine Kraft opfern. Gott aber wird Dich und mich stärken. Vertrauen wir ihm!...“

#### b) Wirken als Präses.

Bernhard Jacobi war Präses. Er hatte nach diesem Amte nicht gestrebt, nun aber, nachdem es ihm ohne sein Bemühen zugefallen, war seine Seele zum Dank und Lobpreis gegen Gott gestimmt. Denn mit schier übermächtiger Gewalt kam es ihm zum Bewußtsein, daß ihm ein unvergleichlich hoher, ganz seinen innersten Bedürfnissen entsprechender Beruf zuteil geworden sei und daß eine unermesslich segensreiche Wirksamkeit zum Heile der Kirche vor ihm liege, für die er seine noch ungebrochene Kraft einsetzen könne. „Wir gehen immer neue Sterne auf, und ich habe eine innerlich herrlichere, begeistertere Zeit

<sup>76)</sup> Allen diesen Angaben liegen die Briefe zugrunde, die Jacobi aus Soest an seine Gattin richtete.

noch nicht gelebt“, schrieb er an den Vater<sup>77)</sup>. Freilich mußte er noch lange Wochen auf die Bestätigung seiner Wahl durch das Ministerium warten. Gleichwohl hielt seine weisevolle Stimmung ungeschwächt an, inzwischen rüstete er sich in der Stille.

Am 17. Oktober 1841 sprach er sich in einem Briefe an den Bischof Kofz über die Aufgaben aus, die ihm als Präses gestellt waren. Mit Recht konnte er darauf hinweisen, daß er sich bereits als einen eifrigen Freund der Kirchenordnung zu erkennen gegeben habe. Mit dieser Bemerkung war sein Ziel bereits angedeutet. Nun galt es fortzuschreiten auf dem Wege, den er schon betreten hatte und der für ihn nun bedeutend breiter geworden war. „Die bei uns zum Teil noch schlummernden Keime eines gehobeneren, besseren, reineren kirchlichen Zustandes an meinem Teil zu wecken und zu pflegen, das presbyteriale Leben in allen Gemeinden und Synoden der Provinz zu heben, seine gesunde Ausbildung zu fördern und vor Erstarrung, vor krankhafter, einseitiger Entwicklung zu behüten, das gegenseitige Vertrauen zwischen allen denjenigen, die zur Teilnahme an unserm hiesigen Kirchenregiment berufen sind, zu erhalten und zu stärken, das zum Gedeihen des Ganzen so durchaus notwendige Einverständnis und harmonische Zusammenwirken der Synoden und kirchlichen Staatsbehörden zu befestigen, also daß überall und vor allem Gott gegeben werde, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, das habe ich mir in jenen Tagen vor Gottes Angesicht zur Aufgabe gestellt und werde es mir in heiliger Stille sorglich aufs neue vorhalten und zur ersten Aufgabe machen“<sup>78)</sup>.

Auf den gleichen Ton ist das Begrüßungsschreiben gestimmt, das Jacobi am 11. Februar 1842, unmittelbar nachdem er die Bestätigung seiner Wahl zum Präses in Händen hatte, an sämtliche Superintendenten richtete<sup>79)</sup>. In ihm begegnen wir ähnlichen Gedanken. Es gipfelt in dem eindringlichen Hinweis darauf, daß der innere Ausbau der Kirche die Hauptaufgabe sei. „Nach innen, als dem rechten Heiligtum, möge je mehr und mehr die Tätigkeit der Presbyterien, der Kreisynoden, der Provinzialsynode sich wenden! Was hülfte es uns, die ganze Welt für unsere Kirchenordnung zu gewinnen, wenn der Leib der Kirche

<sup>77)</sup> Briefe an Paula Jacobi vom 14. 10. 41 und an Max Jacobi vom 20. 10. 41 (aus Münster).

<sup>78)</sup> Konzept im Pfarrarchiv Petershagen.

<sup>79)</sup> Konfistorialarchiv, Generalakten 11.

ohne Seele wäre, oder über den Kämpfen um das, was ihres Leibes ist, die Seele der Kirche Schaden nähme? Unser Ganzes, Leib, Seele — und Geist bleibe unsträflich auf den Tag des Herrn! Und jeder von uns tue das seine Teil dazu, daß wir am Tage der Rechenschaft bestehen mögen und mit Ehren angenommen werden.“

Sollte die Provinzialsynode eine wahrhaft lebendige Körperschaft bleiben und kräftige Lebensäußerungen von sich geben, sollten wertvolle und für das Wohl der Kirche heilsame Anregungen in ihrer Mitte entstehen, so war hierfür eine wichtige Voraussetzung, daß stets ein reger Gedankenaustausch zwischen ihrem Präses und den berufenen Vertretern der Kreisynoden, den Superintendenten, bestand. Von diesen Erwägungen ließ sich Jacobi leiten, als er den Superintendenten bereits am 15. Februar ein weiteres Rundschreiben zugehen ließ, das die Einzelheiten des künftigen schriftlichen Verkehrs regelte und auf die Notwendigkeit einer pünktlichen Geschäftsführung mit Nachdruck hinwies<sup>80)</sup>.

Vor allem empfand es Jacobi als drückend, daß die Provinzialsynode meist als Zwischenbehörde zwischen Konsistorium und Superintendenten angesehen wurde. Um hier Abhilfe zu schaffen, richtete er am 18. Mai 1842 an das Konsistorium das Ersuchen, solche Verfügungen, die es in seiner Eigenschaft als kirchliche Staatsbehörde erlasse und bei denen eine Beteiligung der Provinzialsynode nicht in Frage komme, in Zukunft unmittelbar an die Superintendenten zu richten, dagegen solche Verfügungen, die für die Provinzialsynode irgendwie von Bedeutung seien, jederzeit durch ihn in der benötigten Anzahl von Exemplaren an die Superintendenten gelangen zu lassen. Besonders sprach er diese Bitte im Hinblick auf den Ministerialbescheid auf die Verhandlungen der Provinzialsynode aus, der demnächst zu erwarten sei. In seiner Antwort, die bereits am 25. Mai erfolgte, kam das Konsistorium den Wünschen des Präses bereitwillig entgegen<sup>81)</sup>.

<sup>80)</sup> Konzept im Pfarrarchiv Petershagen.

<sup>81)</sup> Konsistorialarchiv, Generalakten 11. Daß im Konsistorium die Auffassung Jacobis von seiner Stellung als Präses keineswegs geteilt wurde, zeigt folgende Stelle in dem Aktenvermerk des Konsistorialassessors Daub, der von den Mitgliedern des Konsistoriums Jacobi persönlich wohl am nächsten stand: „Überhaupt scheint mir der p. Jacobi seine Stellung als Präses fälschlicherweise dahin zu begreifen, als ob er perennierend die Provinzialsynode vertrete resp. dieselbe in der Zwischenzeit zwischen ihren Zusammenkünften ausmache, wovon doch die Kirchenordnung gar nichts besagt.“

Jacobis Ziel war es, den Einfluß der Provinzialsynode auf möglichst viele Gebiete des kirchlichen Lebens auszudehnen. Uns ist eine skizzenhafte Aufzeichnung von seiner Hand erhalten, in der mehr als 50 Punkte vermerkt sind, die er als Präses ins Auge zu fassen gedachte<sup>82)</sup>. Nur einen kleinen Teil dieses Programms konnte er bei der Kürze der Zeit, die ihm zur Verfügung stand, in Angriff nehmen.

Von vornherein richtete er seine Blicke auf ein engeres Zusammenarbeiten mit der rheinischen Schwestersynode, das in der Kirchenordnung nicht vorgesehen war. Bereits am 14. Februar gab er in einem Schreiben an Gräber, den Präses der rheinischen Provinzialsynode, diesem Wunsche Ausdruck. Mündlicher oder schriftlicher Gedankenaustausch, besonders in wichtigeren synodatischen Angelegenheiten oder bei bedeutenden Zwischenfällen, lag ihm hauptsächlich am Herzen. Auf diese Weise hoffte er zugleich, erfolgreicher als in der seitherigen Vereinzelung, den nachteiligen Wirkungen des „divide et impera“ entgegentreten zu können.

In seiner Antwort stimmte Gräber freudig zu, machte aber zugleich auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, die einer weiteren Ausdehnung des synodalen Elementes innerhalb der Kirchenverfassung im Wege standen<sup>83)</sup>.

Es ist verständlich, daß die Dinge der äußeren Ordnung zunächst im Vordergrund stehen mußten. So verwandte Jacobi große Sorgfalt auf eine angemessene Regelung des synodalen Rechnungswesens. Er arbeitete darauf hin, daß entsprechend dem klaren Wortlaut von Kirchenordnung und Verwaltungsordnung die Kirchenkassen der Gemeinden uneingeschränkt der Aufsicht der Kreissynoden und die Kreissynodalkassen der Aufsicht der Provinzialsynode unterstellt wurden. Eingriffe staatlicher Behörden, wie sie in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen waren, sollten in Zukunft gänzlich ausgeschaltet werden. Unter dem Präsidium Nonnes war gerade hier viel versäumt worden. Die Maßnahmen, die Jacobi auf diesem Gebiet vorbereitete, führten endlich zu Erfolgen, die sich auf die Dauer behaupteten<sup>84)</sup>.

<sup>82)</sup> Pfarrarchiv Petershagen.

<sup>83)</sup> Sowohl das Konzept des Schreibens Jacobis an Gräber als auch die Antwort Gräbers vom 12. März 1842 befinden sich im Pfarrarchiv Petershagen.

<sup>84)</sup> Vgl. den Briefwechsel Jacobis mit Superintendent Natorp in Wengern über diese Angelegenheit im Pfarrarchiv Petershagen.

Andere Anregungen, die von Jacobi ausgingen, gelangten über das Anfangsstadium nicht hinaus. Noch heute liegt den Verhandlungsprotokollen der Kreissynoden das von Nonne verfaßte Schema zugrunde. Jacobi erkannte schon damals die Mängel des Einteilungsprinzips, auf denen dieses Schema beruhte, und erbat in einem Rundschreiben an die Superintendenten Vorschläge für einen neuen Entwurf. Weitere Schritte erfolgten nicht, und später wurde der Gedanke einer Änderung nicht wieder aufgegriffen<sup>85)</sup>.

Am 18. Juni äußerte sich Jacobi in einem Briefe an seinen Vater sehr befriedigt über das bisher Erreichte. Wieder kam er darauf zu sprechen, wie sehr er einen inneren Beruf erfülle, indem er sein herrliches neues Amt verwalte. Andererseits erwähnte er auch, wie sich ein leiser Widerstand gegen seine Amtsführung gerade bei entschiedenen Anhängern der Presbyterialverfassung im Märkischen bemerkbar mache. „Ich darf nur mit Schonung verfahren, werde von Tage zu Tage vorsichtiger und bitte nur, daß mir dabei das warme, volle Herz zur Sache erhalten bleibe.“ Mit dieser inneren Haltung suchte er künftigen Auseinandersetzungen zu begegnen und sich zugleich zu wappnen gegen Versuchungen, die ihn in seiner hohen Stellung bedrohten.

Die Bestrebungen Jacobis wurden unterstützt durch die dem synodalen Gedanken günstigere Einstellung, die seit dem Regierungswechsel in Berlin herrschte, nachdem Eichhorn Kultusminister geworden war. Gleich zu Beginn der Verhandlungen waren 1841 in Soest die Befürchtungen zur Sprache gekommen, die weite Kreise im Hinblick auf die künftige Geltung und auf die spätere Entwicklung der Kirchenordnung hegten. Dem Bischof Koß war es gelungen, derartige Befürchtungen restlos zu zerstreuen. Er hatte seine warme, aufrichtige Liebe zu den kirchlichen Institutionen der beiden westlichen Provinzen betont und an diese Äußerungen, wie es in dem Bericht über die Verhandlungen heißt, „sehr beruhigende und schöne Hoffnungen erweckende Mitteilungen über die Gesinnungen der höchsten geistlichen Staatsbehörde für Aufrechterhaltung, kräftige Durchführung und freie Entwicklung der in der Kirchenordnung der Provinz gewordenen königlichen Gabe“ geknüpft, daraufhin hatte die Synode einstimmig beschlossen, „den Ausdruck ihrer Beruhigung und ihrer Zuversicht des Besserwerdens in dem Protokoll niederzulegen“<sup>86)</sup>.

<sup>85)</sup> Provinzialkirchenarchiv in Bad Deynhausen, Akten, Abt. 3, A 5.

<sup>86)</sup> Verhandlungen der Provinzialsynode 1841, S. 9.

An diese Vorgänge knüpfte Jacobi an, wenn er in seinem Begrüßungsschreiben an die Superintendenten auf die Weisheit und Gerechtigkeit des erhabenen Landesherrn zu sprechen kam, der die Bedürfnisse der evangelischen Kirche unablässig in seinem königlichen Herzen bewege, sowie auf die hohe Einsicht, den bewährten Sinn und das reine Wohlwollen seines geistlichen Ministers.

Gerade Jacobi hatte kurz zuvor einen klaren und eindeutigen Beweis von der Gesinnung des Ministers erhalten. Die Untersuchung des Konventikelwesens im Kreise Lübecke war ihm übertragen worden, und in dem Schreiben des Ministers an das Konsistorium, das sich mit dieser Angelegenheit befaßte, war ausdrücklich auf seine Eigenschaft als Präses der westfälischen Provinzialsynode Bezug genommen. Nicht nur als Geistlicher, der das allgemeine Vertrauen genoß, war Jacobi in besonders hohem Grade für die ihm gestellte Aufgabe befähigt. Seit Jahren hatte er das Werden des neuen religiösen Lebens mit lebhafter Anteilnahme und freudiger Zustimmung beobachtet. Mit Pfarrer Kuns Müller in Preußisch-Oldendorf war er eng befreundet, auch sonst stand mancher Amtsbruder, der zu den Vorkämpfern der Erweckungsbewegung gehörte, ihm persönlich nahe. Dagegen war ihm das Leben des Volkes zu fremd und seine Art zu wenig vertraut, als daß er wie ein Volkening durch seine Persönlichkeit und durch die Macht seiner Predigt auf weitere Kreise hätte wirken können. So war sein Platz nicht in der Erweckungsbewegung, sondern nur dicht neben ihr<sup>87)</sup>.

Durch seinen Bericht an die höchsten Behörden des Staates<sup>88)</sup> war es ihm nun beschieden, jener Bewegung, mit deren Glauben und mit deren Hoffen er sich im tiefsten Sinne eins wußte, und deren letzte

<sup>87)</sup> Zu Volkening selbst fehlt jedes positive Verhältnis. Bei der Regierung in Minden stand Volkening nicht im besten Rufe, und es ist durchaus möglich, daß das Urteil Jacobis über ihn durch seinen Schwiegervater Sasse im ungünstigen Sinne beeinflusst wurde. In einem Tagebuchauszug an seine Eltern, der sich erhalten hat, findet sich unter dem 6. Oktober 1834 lediglich die kurze Notiz: „Zum Nachmittagskaffee hatten wir einen interessanten Besuch, den berühmten Pastor Volkening aus Gütersloh.“ Eine weitere persönliche Begegnung in späteren Jahren läßt sich nicht feststellen.

<sup>88)</sup> Abdruck des Berichts nebst einer kurzen Einleitung: Jahrbuch 1932, S. 25—47 und 1933, S. 19—38.

Ziele auch die feinen waren, den wertvollsten Dienst zu leisten, der ihr im Hinblick auf die damalige Lage überhaupt geleistet werden konnte. Es war nichts weniger als der entscheidende Sieg, den er so vorbereiten half. In den folgenden Jahren wurden die letzten Hemmungen äußerer Art beseitigt, und ungestört, ja vom Staate begünstigt, konnte der neue Geist lebendiger Frömmigkeit sich überall im Minden-Ravensberger Lande entfalten und durchsetzen.

Die uneingeschränkte Zustimmung, mit welcher der Bericht über das Konventikelwesen in Berlin aufgenommen wurde, war auch für Jacobi selbst ein großer Erfolg. Von nun an konnte er unbedingt auf das Wohlwollen und die Zuneigung Eichhorns rechnen. Es kann nicht wundernehmen, daß diese Steigerung des Ansehens ihres Präses auch der Provinzialsynode zugute kam. Der Ministerialbescheid vom 25. Juni 1842 entsprach in seinen Grundzügen den Wünschen Jacobis. Und eine neue, vorher kaum geahnte Aussicht eröffnete der Inhalt dieses Bescheids. Es war offenbar die Absicht Eichhorns, die Synodalverfassung nicht nur weiter auszubauen, sondern sie auch in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie einzuführen<sup>89)</sup>.

### III. Letzte Krankheit und Tod, 1842—1843.

„Mir ahndet, ich werde meine Kraft opfern“, hatte Jacobi in jener mitternächtlichen Stunde nach seiner Wahl zum Präses geschrieben, und allzu schnell sollte sich dieses Wort an ihm erfüllen. Während der ersten Monate des Jahres 1842 mehren sich die Anzeichen, die auf eine zunehmende Verschlechterung seiner Gesundheit hindeuten; immer häufiger ist in den Briefen und in den Tagebuchnotizen von Atembeschwerden, Stichen in der Seite oder Beklemmungen auf der Brust die Rede. Für den Sommer wurde eine gründliche Kur in Alexishad in Aussicht genommen. In der Nacht vom 21. zum 22. Juni kam dann die Krankheit zum vollen Ausbruch. Es war die Lungenschwindsucht, die ihn ergriffen hatte, und der er nach einem Schmerzenslager von mehr als 7 Monaten erliegen sollte.

Durch die schwere Krankheit wurde das tätige Wirken Jacobis keineswegs vollständig ausgeschaltet. Wohl versagte der Körper, aber

<sup>89)</sup> Es war dies der Anfang jener Entwicklung, die ihren Höhepunkt und zugleich ihren unerwarteten Abschluß mit der preußischen Generalsynode von 1846 erreichte.

die Kraft des Geistes blieb ungebrochen. An leichteren Tagen, die eine Milderung seiner Beschwerden brachten oder gar die trügerische Hoffnung auf eine völlige Heilung in ihm weckten, versuchte er, seine Arbeit wieder aufzunehmen. Er fand sich zwar damit ab, die Pflichten seines Pfarramts nicht mehr wahrnehmen zu können, dagegen ließ er sich die Geschäfte, die ihm als Präses oblagen, nicht aus der Hand winden. Es gelang ihm auch wirklich, den gesamten schriftlichen Verkehr zu bewältigen, wenn er sich freilich auch meist darauf beschränken mußte, sich die Eingänge vorlesen zu lassen und seine Antworten zu diktieren. Er litt innerlich sehr darunter, daß ihm nicht mehr zu tun möglich war, und in trüben Stunden konnte er sich der Erwägung nicht verschließen, daß er bei einer längeren Dauer der Krankheit auf sein Amt werde verzichten müssen (Br. 17. 9. 42).

An Lichtblicken fehlte es ihm nicht. Erfreut äußerte er sich über den Verlauf der Reise, die der König im September durch Westfalen unternahm (Br. 17. 9. 42). Am 15. Oktober wurde ihm das Ehrendoktoratdiplom der theologischen Fakultät in Bonn überreicht. Es war dies eine wohlverdiente Auszeichnung, die für ihn eine große Überraschung bedeutete und ihn tief bewegte (Br. 17. 10. 42). Ganz besonders dankbar war er für die Anerkennung und die Teilnahme, die ihm der Minister Eichhorn bezeugte. Für die Durchführung seines Auftrages in der Synode Lübecke ließ ihm Eichhorn 200 Taler überweisen und sprach ihm in warmen Worten seine Zufriedenheit aus<sup>90</sup>). Die Anstellung seines Schwagers Hilmar Sasse als Hilfsprediger wurde ihm ohne Schwierigkeit bewilligt (Br. 17. 10. und 18. 11. 1842). Auch der Ankunft seiner Schwester Dora, die im Oktober zu seiner Pflege herbeieilte, war es zu verdanken, daß seine Lage erleichtert und sein Gemüt erheitert wurde.

<sup>90</sup>) Wie wohlthuend dieses Verhalten des Ministers auf Jacobi wirkte, zeigt der Brief vom 18. November 1842, in dem davon die Rede ist, daß „seine (des Ministers) unbegreifliche Liebe zu mir sich nicht sättigen zu können scheint“. So entsprach das Dankschreiben, das Jacobi am 23. November an den Minister richtete (Abschrift im Besitz des Herrn Konsistorialrats Lic. Krieg in Münster) voll und ganz der Gesinnung seines Herzens. Sein Plan, den Minister durch eine Dankadresse der Provinzialsynode zu ehren, schlug dagegen fehl, da von den 19 Superintendenten als einziger Consbruch in Dortmund seine Zustimmung verweigerte (Provinzialkirchenarchiv in Bad Deynhausen, Abt. 3, A 5).

Alles dies trug dazu bei, daß sich allmählich eine bedeutame Wandlung der inneren Einstellung Jacobis zu der Last bemerkbar macht, die ihm mit seiner Krankheit auferlegt war. In den ersten Wochen und Monaten hatte er oft genug aufbegehrt gegen das Kreuz, das er zu tragen hatte und das seinen Schaffensdrang so sehr hemmte. Es fehlte zwar nicht an Worten, die seine Ergebung in Gottes Willen bekundeten, es überwogen aber Unzufriedenheit und Bitterkeit. In seinem Briefe vom 18. November konnte er nun dem Vater bekennen, daß die niedergedrückte Stimmung, von der er monatelang heimgesucht worden sei, von ihm gewichen sei und einer fast durchweg heiteren Stimmung und Zuversicht Platz gemacht habe, ohne daß die Einsicht in den Ernst und die Schwere seines Leidens geringer geworden sei. Noch klarer spricht er sich hierüber in einem Briefe an seine Schwester Berta Sack vom 29. November aus, und zwar mit folgenden Worten: „Nun bittest Du mich um ein paar Zeilen, und ich vermag nicht einmal ein kleinstes Blatt eigenhändig Dir zu senden. Das will mir fast schwer werden, und doch tröste ich mich darüber, wie ich mich jetzt durch Gottes Güte so viel leichter über alles tröste, was mir schwer werden will — weil ich so deutlich fühle, daß es die liebe, gute segnende Hand meines Herrn ist, die mir dieses Kreuz, ach so sanft! auf meine Schulter legt. Denn wenn es je einen Kranken gegeben hat, dem sein Leid durch äußere und innere Erquickungen ist versüßt worden, so erhebe ich den gleichen Anspruch. Vieles dieser Art hast Du vernommen — vieles andre eignet sich nur für mündliche Mitteilung, und das Beste ist unaussprechlich. — ‚Mich umfängt jetzt oft die süßeste Stille bei Tag und Nacht. — Wenn ich erwache, bin ich bei Dir, ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn Du Herr, schaffest, daß ich sicher ruhe.‘ Siehe, — solch ein Getragenwerden im Arme der ewigen Erbarmung, solch eine unmittelbare Gegenwart der göttlichen Liebe, das ist es, was Deinem nun nicht mehr armen Bruder jetzt geschenkt wird. Gottes Gnade in seinem Sohne, Christi Huld und Vergebung, Kindschaft auf Erden und im Himmel bezeuget mir der heilige Geist. Und nun weiß ich, wie eine der meinigen so verschwisterte Seele wie die meiner Bertha sich mit mir freut und mit mir dankt, bin auch gewiß, daß diese liebliche Veränderung in meiner Gemütsverfassung der Lohn vielen treuen Betens ist und den eigentlichen Sinn aller aus dem Glauben geschehenen Fürbitte für mich getroffen hat. Und ich weiß ja, wie ernstlich von unzähligen Menschen in dieser

Zeit für mich ist gebetet worden. Aber es geschieht eben immer weit über aller unser Bitten und Verstehen“<sup>91)</sup>).

Die Vollendung konnte nun nicht mehr lange auf sich warten lassen. Zwei Monate lang mußte Jacobi noch ausharren. Am 25. Januar 1843 war der hundertste Geburtstag seines Großvaters Friedrich Heinrich Jacobi, der auf seinen Wunsch mit einem feierlichen Nachmittagskaffee an seinem Bett begangen wurde. Aus den Tagebüchern seiner Tante Lene ließ er die Beschreibung der beiden letzten Geburtstagsfeiern des Verewigten vorlesen, die er selbst in München miterlebt hatte. Er war in heiterer Stimmung, hoffte auf eine gute Nacht und auf eine Besserung seines Befindens. Das genaue Gegenteil trat ein. Die Nacht war sehr schlecht, und am folgenden Vormittag wurden die Erstickungsanfälle schlimmer denn je, so daß bald seine Kraft nicht mehr ausreichte, den Schleim aus den Bronchien auszuwerfen. Das entfliehende Leben war nicht mehr aufzuhalten, und in der sechsten Nachmittagsstunde des 26. Januar 1843 tat er den letzten Atemzug. Am 31. Januar wurde er auf dem Friedhof zu Petershagen neben seiner Cornelia beigelegt<sup>92)</sup>).

Von vielen Zeitgenossen, die im kirchlichen Leben standen, wurde der Tod Jacobis als ein schmerzlicher und kaum ersetzbarer Verlust empfunden. Eichhorn persönlich nahm lebhaften Anteil an der Besetzung der verwaisten Pfarrstelle; wiederholt betonte er, daß nur ein besonders befähigter Geistlicher als Nachfolger Jacobis in Frage kommen könne<sup>93)</sup>. Im Gegensatz zu dem warmen und tief empfundenen Nachruf, den Superintendent Winzer während der Tagung der Kreissynode Minden dem verstorbenen Freunde widmete<sup>94)</sup>, fällt die kühle Zurückhaltung auf, mit der Albert, der neue Präses der Westfälischen Pro-

<sup>91)</sup> Vgl. Nitzsch, a. a. O., S. 217f.

<sup>92)</sup> In dem bereits erwähnten Brief an seinen Freund Albert Zeller vom 19. Februar 1843 berichtet Mag Jacobi ausführlich über die letzte Leidenszeit seines Sohnes. Vgl. dazu die Mitteilungen Ahlemanns in seiner Gedächtnispredigt: Evang. Zeugnisse, Bd. 6, S. 79ff.

<sup>93)</sup> Akten betr. Besetzung der Predigerstellen zu Petershagen 1827 bis 1845 im Konsistorialarchiv.

<sup>94)</sup> Verhandlungen der Kreissynode Minden 1843, S. 6f. Auch 1844 wird die ihm eigentümliche Klarheit, Schärfe und Eindringlichkeit hervorgehoben, die er zeigte, wenn es galt, für eine Sache einzutreten, die ihm am Herzen lag: Verhandlungen der Kreissynode Minden 1844, S. 7.

vinzialsynode, seines Vorgängers gedachte<sup>95)</sup>. Es ist nun bemerkenswert, daß gerade im Bereich der Provinzialsynode, für die sich Jacobi stets mit besonders großer Liebe eingesetzt hatte, die Spuren, die er hinterlassen, wohl am schnellsten verwischt wurden. Überall läßt sich beobachten, daß mit dem Tode derer, die ihm persönlich nahe standen, auch die Erinnerung an ihn zu Grabe getragen wurde. Nur im engsten Kreise seiner unmittelbaren Nachkommen wurde sein Gedächtnis bis zum heutigen Tage in Ehren gehalten. Je mehr in Zukunft die unmittelbaren Quellen zur Geltung kommen, die uns die Kenntnis des kirchlichen Lebens im vorigen Jahrhundert erschließen, desto mehr wird auch das Bild der edlen, hochbegabten und glaubensstarken Persönlichkeit Bernhard Jacobis hervorleuchten.

<sup>95)</sup> Verhandlungen der Westfälischen Provinzialsynode 1844, S. 2.